Zwei Freunde.

Erster Band.

Im Verlage von

Otto Janke in Berlin

sind ferner folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Braddon, M. E., Ein ungeschliffener Diamant. Aus dem Englischen übersetzt von J. N. Heynrichs. 3 Bde. 8. Geh. 1867. 2 Thlr.

Braddon, M. E., Frau Doktorin. Roman aus dem Englischen. 4 Bde. 8. Geh. 1865. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., Henry Dunbar. Die Geschichte eines Ausgestoßenen. Aus dem Englischen. 4 Bde. 8. Geh. 1865. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., Enttäuschte Herzen. Roman aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. 4 Bde. 8. Geh. 1867. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., John Marchmont's Vermächtniß. Roman aus dem Englischen von Helene von Waldheim. 4 Bde. 8. Geh. 1865. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., Herrn Jasper's Miethsmann. Roman aus dem Englischen übersetzt von Aug. Kretzschmar. 4 Bde. 8. Geh. 1868. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., Rupert Godwin. Roman aus dem Englischen übersetzt von August Kretzschmar. 4 Bde. 8. Geh. 1868. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., Bittere Früchte. Roman aus dem Englischen. 3 Bde. 8. Geh. 1869. 2 Thlr.

Braddon, M. E., Raubvögel. Roman aus dem Englischen übersetzt von August Kretzschmar. 4 Bde. 8. Geh. 1869. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., Charlottens Erbschaft. (Forts. von „Raubvögel".) Ein Roman aus dem Englischen übersetzt von August Kretzschmar. 4 Bde. 8. Geh. 1869. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., Entlarvt. Roman aus dem Englischen übersetzt von August Kretzschmar. 4 Bde. 8. Geh. 1870. 2 Thlr. 20 Sgr.

Braddon, M. E., Verloren und Gefunden. Aus dem Englischen. 8. Geh. 1 Thlr.

Zwei Freunde.

Roman

von

M. E. Braddon.

Aus dem Englischen.

Erster Band.

Berlin, 1872.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Das gewöhnliche Fieber.

Ein warmer Sommerabend mit einem schwülen Duft über der lieblichen Landschaft und einer Sabbathstille über allen Dingen in dem Dorfe Lidford, Midlandshire. In den entfernteren Winkeln der alten, gothischen Kirche beginnen sich die Schatten zu sammeln, während die Predigt sich ihrem Schlusse nähert; aber in der Mitte des Schiffs und um die Kanzel herum herrscht noch immer das helle Tageslicht, das durch das breite westliche Fenster, dessen untere Hälfte mit den farbigen Bildnissen der Evangelisten geschmückt ist, hereinströmt.

Es sind keine Choristen zu Lidford und der Abendgottesdienst wird in einer ziemlich schläfrigen Weise gehalten; aber die feierliche Stille, die in der alten, grauen Kirche herrschte, lud zu ruhigen Gedanken und frommen Betrachtungen ein. Einfach und ernst sind die Worte der Predigt, einfach und ernst erscheinen die

Gesichter der Versammlung, welche ehrfurchtsvoll zu ihrem Seelenhirten emporblicken und wenn man diese große, alte Kirche und die kleine Heerde, die diesen Abend dort versammelt ist, betrachtet, so möchte man denken, daß Lidford ein vergessener, halb verlassener Fleck dieser Erde sei, in welchem ein Mann, müde des Drängens und Treibens dieser Welt, eine fast klösterliche Einsamkeit und Ruhe finden könnte.

So wenigstens dachte ein Gentleman in dem Stuhle des Squirs, ein Mann von ohngefähr dreißig Jahren und einnehmendem Aeußern, welcher eben seinen ersten Sonntag zu Lidford mit dem Besuch des Abendgottesdienstes beendigte. Er hatte während desselben einen guten Theil über dieses ruhige Landleben nachgedacht, indem er sich fragte, ob es nicht am Ende doch das beste Leben sei, das ein Mann führen könnte und es kam ihm um so reizender vor, als er sein Leben größtentheils in Städten zugebracht hatte.

Es war ein gewisser Mr. Gilbert Fenton, ein Londoner Kaufmann und auf Besuch bei seiner Schwester, welche den größten Landeigenthümer zu Lidford, Martin Lister, dessen Vater der „Squire" genannt worden war, geheirathet hatte. Die Dame, eine hübsche Frau von mittlerem Alter, saß diesen Abend in dem geräumigen Familienkirchenstuhl ihrem Bruder gegenüber. An ihrer Seite befand sich ein kleines rosen-

wangiges Dämchen mit lockigem, braunen Haar, nettem Federhütchen, und leuchtend scharlachrothen Strümpfen.

Als die Predigt zu Ende war, erhob sich die Versammlung, um ein Lied zu singen und Gilbert Fenton wandte sein Gesicht nach der entgegengesetzten Reihe von Stühlen, wo ganz in seiner Nähe ein Mädchen saß, über dessen Anblick Mrs. Lister ihren Bruder während des Gottesdienstes häufig ertappt hatte.

Es war ein Gesicht, das ein Mann kaum einmal ansehen konnte, ohne daß seine Blicke wieder darauf zurückwanderten, — nicht ein regelmäßig schönes, aber ein sehr sonniges und anziehendes Gesicht. Große, graue Augen mit einem wundervollen Licht darin unter dunkeln Wimpern und noch dunkleren Brauen, ein Teint von zarter halbdurchsichtiger Olivenfarbe, wie man sie gewöhnlich nur auf spanischen Gemälden sieht, ein lieblicher rosiger Mund und eine piquante kleine Nase vollendeten die Liste ihrer Reize.

Aber in einem Gesicht, das des Anschauens werth ist, befindet sich stets etwas, das sich nicht mit Worten ausdrücken läßt und die schönsten und besten Eigenschaften eines solchen Gesichts gestatten keine Beschreibung. Das ihrige war ein Gesicht, das man fast „glänzend“ nennen möchte, ein solches Licht und ein solcher Glorienschein lag während einzelner Momente darin. Gilbert Fenton dachte diesen Abend so, als er

es in dem vollen Schimmer der untergehenden Sonne erblickte, die Lippen beim Gesange geöffnet, die klaren grauen Augen aufwärts gerichtet.

Sie war nicht allein. Ein behäbig aussehender alter Herr mit jovialem Gesicht stand neben ihr und begleitete sie beim Hinausgehen, als das Lied beendigt war. Vor der Kirchthüre blieben beide einen Augenblick stehen, um Mrs. Lister zu begrüßen, sehr zu Gilbert Fentons Befriedigung. Sie gingen dann mit einander den Kirchhofsweg entlang und Gilbert stieß seine Schwester ein wenig am Arm an, was bedeutete, daß sie ihn vorstellen solle.

„Mein Bruder, Mr. Fenton, Capitain Sedgewick, Miß Nowell.“

Der Capitain schüttelte Gilbert die Hand.

„Erfreut, Sie kennen zu lernen, Mr. Fenton; erfreut, irgend Jemand kennen zu lernen, der Mrs. Lister angehört. Hoffentlich werden Sie sich längere Zeit hier aufhalten.“

„Ich fürchte, nicht sehr lang, Capitain Sedgewick. Ich bin, wie Sie sehen, ein Geschäftsmann und kann mir keine lange Abwesenheit von der City gönnen.“

Mrs. Lister lachte.

„Mein Bruder giebt sich ganz der kaufmännischen Thätigkeit hin,“ sagte sie, „ich glaube, er hält jede

Stunde für verloren, die er außerhalb seines Comptoirs zubringt."

„Und dennoch habe ich diesen Abend in der Kirche daran gedacht, daß das Leben eines Mannes, in einem Orte wie dieser, wo es in träumerischer Ruhe dahinfließen kann, glücklicher sein würde, als es selbst der größte Erfolg im Handel zu machen vermöchte."

„Du würdest Deiner träumerischen Ruhe bald überdrüssig werden," antwortete seine Schwester, „und Dich nach Deinem Bureau und Deinem Klub zurücksehnen."

„Das Landleben sagt allen Leuten zu, die ihre Rolle in der Welt ausgespielt haben," bemerkte der Capitain. „Es sagt auch meinem kleinen Mädchen hier zu," fügte er mit einem zärtlichen Blick auf seine Begleiterin bei, „sie hat ihre Vögel, ihre Blumen, ihre Bücher und ihre Musik, und ich glaube nicht, daß sie sich nach einem lebhafteren Orte sehnt, als Lidford."

„Niemals, Onkel George," sagte sie, ihre Hand durch seinen Arm streckend. Und Gilbert Fenton sah, daß diese beiden einander zärtlich liebten.

Sie kamen in diesem Augenblick an den Eingang eines schattigen Feldweges und Capitain Sedgewick und Miß Novell wünschten der Mrs. Lister und ihrem Bruder guten Abend und bogen in den Weg ein.

„Was für ein reizendes Mädchen sie ist!“ sagte Gilbert, als sie sich entfernt hatten.

„Reizend ist ein sehr starkes Wort,“ sagte Mrs. Lister kalt; „sie ist allerdings hübsch; aber ich hoffe, daß Du Dein Herz nicht in dieser Richtung verlieren wirst.“

„Das ist nicht zu fürchten. Ein Mann kann das Gesicht eines Mädchens bewundern, ohne in Gefahr zu gerathen, sein Herz zu verlieren. Aber warum nicht in dieser Richtung, Belle? Läßt sich etwas Besonderes gegen die Dame einwenden?“

„Nur so viel, daß sie ein Niemand ist, ohne Geld und ohne Stellung, und ich glaube, Du solltest Beides haben, wenn Du heirathest.“

„Danke für das Compliment, das darin liegt; aber ich glaube, daß ein City-Kaufmann nicht erwarten darf, eine Frau von sehr hoher Stellung zu erhalten und ich bin der letzte Mann in der Welt, der nach Geld heirathet.“

„Ich habe noch keinen Augenblick daran gedacht, daß Du aus gewinnsüchtigen Beweggründen eine Frau nehmen wirst, die Du nicht liebst, aber das ist doch kein Grund, daß Du ein thörigte Heirath eingehen solltest.“

„Natürlich nicht. Ich halte es übrigens noch für sehr zweifelhaft, ob ich überhaupt heirathen werde.

Ich gehöre ganz zu dem Schlage von Männern, die als Junggesellen zu Grabe gehen."

„Wie so, Gilbert?"

„Nun, ich vermag es Dir kaum zu sagen, meine Liebe. Vielleicht bin ich schwer zu befriedigen, vielleicht ein wenig steinherzig und unverwundbar. Ich weiß, daß ich, seit ich ein Junge war und meine Schulliebschaften überwunden habe, kein Weib mehr gesehen, das mein Herz gerührt hätte. Ich bin in der Gesellschaft vielen hübschen und glänzenden Frauen begegnet und habe sie bewundert, aber damit hatte die Sache ein Ende. Ich habe niemals ein Gesicht gesehen, das auf den ersten Blick einen solchen Eindruck auf mich gemacht hätte, als das Deiner Freundin, Miß Novell."

„Das thut mir sehr leid."

„Aber warum, Belle?"

„Weil das Mädchen ein Niemand ist — weniger als Niemand. Es herrscht über ihre Geburt ein unangenehmes Geheimniß."

„Wie kommt das? Ihr Onkel, Capitain Sedgewick, scheint doch ein Gentleman zu sein."

„An Capitain Sedgewick ist nichts auszusetzen; aber er ist nicht ihr Onkel. Er hat sie adoptirt, als sie noch ein sehr kleines Mädchen war."

„Aber wer sind denn ihre Leute und wie kam sie in seine Hände?"

„Ich habe nie etwas darüber vernommen. Er spricht nicht gern über den Gegenstand. Als wir sie zuerst kennen lernten, sagte er uns, Marian sei blos seine angenommene Nichte und er hat uns nie mehr als das gesagt.“

„Ich vermuthe, daß sie die Tochter einer seiner Freunde ist. Sie scheinen einander sehr zugethan zu sein.“

„Ja, sie liebt ihn sehr und er sie. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen. Ich habe nichts gegen sie einzuwenden. Aber —“

„Aber was, Belle?“

„Es wäre mir nicht lieb, wenn Du Dich in sie verliebtest.“

„Aber mir, Mama,“ rief das Dämchen in den Scharlachstrümpfen, das jedes Wort des Gesprächs aufgefangen hatte. „Ich wünsche, daß Onkel Gil Marian ebenso lieb hätte, wie ich sie liebe. Sie ist das beste Mädchen in der Welt. Als wir im vorigen Winter eine Kindergesellschaft hatten, putzte Marian den Christbaum und spielte den ganzen Abend das Piano für uns, nicht wahr, Mama?“

„Sie ist sehr gutmüthig, Lucy; aber Du darfst nicht solchen Unsinn schwäzen und Du solltest nicht darauf horchen, wenn Dein Onkel und ich mit einander sprechen, das ist sehr unartig.“

„Aber ich kann doch nichts dafür, wenn ich Euch reden höre, Mama."

Unterdeß waren sie in der Nähe ihrer Wohnung, einem hübschen Hause aus dem vorigen Jahrhundert, das seit seiner Erbauung stets im Besitze der Listers gewesen, angelangt. Außen waren die Gärten ein Bild der Nettigkeit und Ordnung, innen war Alles solid und bequem: die Möbel etwas schwer und altmodisch, aber schön und kostbar.

Martin Lister war ein Gentleman, der sich hauptsächlich durch seine Gutmüthigkeit, durch seine Gastlichkeit und durch seinen Enthusiasmus für die Landwirthschaft auszeichnete. Er und sein Schwager hatten wenig gemeinschaftliche Berührungspunkte, aber sie kamen sehr gut mit einander aus. Gilbert Fenton gab sich das Ansehen, als ob er ein lebhaftes Interesse für die Frage der Dränage, ob tief oder seicht, hege und schien in alle Besprechungen über die neuesten Erfindungen und Verbesserungen im landwirthschaftlichen Maschinenfach rückhaltlos einzugehen, während er in Wirklichkeit nur die Ruhe des Landlebens und die wechselnden Reize der Landschaft mit einer Art Begeisterung liebte, die Demjenigen, der stets unter ländlichen Scenen gelebt hat, ganz unbekannt ist.

Die beiden Männer rauchten in einer ruhigen kameradschaftlichen Weise ihre Cigarren mit einander,

indem sie durch Gärten und Felder schlenderten, dann und wann einige Worte mit einander wechselten, um dann wieder in ein träumerisches Nachdenken zu versinken: Gilbert über neue Handelsspeculationen, Martin über den Ertrag seiner Felder und den Werth seiner schottischen Kurzhorn-Kühe nachsinnend.

Mr. Lister hatte es an diesem Abend vorgezogen, statt in die Kirche zu gehen, einen Gang durch die Farm zu machen. Er hatte jetzt seine gewöhnliche Runde beendigt, und saß in einem bequemen Lehnstuhl am offenen Fenster des Wohnzimmers, ganz im Studium einer landwirthschaftlichen Zeitschrift vertieft, die er indeß beim Eintritt seiner Familie sogleich bei Seite legte.

„Nun, Plappermaul," rief er dem kleinen Mädchen zu, „ich will hoffen, daß Du aufmerksam in der Predigt warst, für Zwei zugehört und Deinen trägen Papa ersetzt hast. Das ist eine stellvertretende Art von Andacht, die zuweilen einem angestrengt arbeitenden Menschen, wie ich, gestattet sein sollte. Ich bin froh, daß Ihr gekommen seid, Belle, um mir meinen Thee zu geben. Laß Hut und Shawl durch Susen hinauftragen. Es ist bald neun Uhr und Plappermaul will auch ihren Thee haben, ehe sie zu Bett geht."

„Lucy hat ihren Thee schon in der Kinderstube erhalten," sagte Mrs. Lister, als sie am Tische Platz nahm.

„Aber sie will noch welchen mit Papa trinken,“ erwiderte Martin, der eine liebenswürdige Art und Weise hatte, seine Kinder zu verderben. Es waren deren nur zwei, diese muntere, dunkellockige Lucy, neun Jahre alt und ein kräftiger Junge von sieben Jahren.

Sie schlürften ihren Thee und plauderten dabei ein wenig von Denjenigen, die in der Kirche waren, und nicht dort waren und das Gemach war mit jener Atmosphäre von Langeweile angefüllt, welche in solchen Häusern an Sonntags-Sommerabenden vorzuherrschen scheint.

Gilbert setzte seine Tasse nieder und trat an eines der offenen Fenster. Die Dämmerung war in Nacht übergegangen, aber am hellen Himmel erhob sich der junge Mond und einzelne Sterne erglänzten mit zitterndem Lichte. Die Schatten der Bäume warfen dunkle Flecke auf den lichten Rasen vor den Fenstern und ein warmer betäubender Duft kam von den dichten Blumenbeeten.

„Der Abend ist fast zu warm im Hause,“ sagte Gilbert, „ich denke, ich will einen Gang ins Freie machen?“

„Ich würde gern mit Dir gehen, alter Junge; aber ich habe die ganze Farm begangen und bin todtmüd,“ sagte gutmüthig Martin Lister.

„Danke, Martin, ich habe durchaus nicht die Absicht, Dich zu stören. Du siehst in Deinem Lehn-

stuhl wie ein Bild der Behaglichkeit aus. Ich werde nur so lange ausbleiben, bis ich eine Cigarre geraucht habe."

Er ging langsam über den Rasenplatz, der da und dort mit dunkeln, weitästigen Cedern und schönen alten Buchen besetzt war. Dann schritt er eben so langsam nach dem Thore, im Gehen seine Cigarre anzündend und dann in ein tiefes Nachdenken verfallend. Er dachte an sein vergangenes und an sein künftiges Leben. Welcher Art würde dies sein? Ein stumpfes einförmiges Bestreben, Geld zu erwerben, das nur zuweilen durch schlimme Handelskrisen einige Abwechslung erhielt und nur durch solche selbstsüchtige Vergnügungen erheitert wurde, welche gewöhnlich die Erholungen der Geschäftsleute bilden — ein gelegentliches Diner zu Blackwell oder Richmond, eine einwöchentliche Jagdpartie im Herbst, ein kurzer Ausflug nach dem Continent, allenfalls mit einem vierzehntägigen Aufenthalte in einem deutschen Bade. Dieses waren bisher seine Vergnügungen gewesen und er hatte dabei das Leben angenehm genug gefunden. Vielleicht war er zu sehr beschäftigt gewesen, um die Annehmlichkeit dieser Dinge näher zu untersuchen. Erst jetzt, wo er von dem gewöhnlichen Wirkungskreis seines Berufs entfernt war, wo er weder Beschäftigung noch Zerstreuung hatte, war er im Stande, mit ruhiger Ueberlegung auf seine bisherige Laufbahn zurückzu-

blicken und sich zu fragen, ob er dieses Leben ohne Ermüdung bis ans Ende seiner Tage fortsetzen könne.

Er war zu dieser Zeit etwas über sieben Jahre im Geschäfte gewesen. Er hatte zu Eton und Oxford eine gelehrte Erziehung genossen und nicht daran gedacht, daß er einst für das Comptoir bestimmt sein würde. Sein Vater besaß ein großes blühendes Handelsgeschäft und man hatte ihn gelehrt, daß er einst ein hübsches Vermögen zu erwarten habe. Aber diese Aussicht ward durch den plötzlichen Tod des Mr. Fenton in einer Zeit schwerer Handelsstörungen vollständig vereitelt. Das Geschäft wurde in einem Zustande gefunden, der nahe an Zahlungsunfähigkeit grenzte, und verständige Freunde sagten Gilbert Fenton, daß die einzige Hoffnung, aus diesen Verwickelungen herauszukommen, auf ihn selbst beruhe. Das Geschäft war zu gut, um geopfert zu werden, und er bildete die einzige Hinterlassenschaft seines Vaters, mit Ausnahme einer schönen Hauseinrichtung, zwei oder drei Wagen und zwei paar Pferden, die einige Wochen nach dem Leichenbegängniß im Aufstrich verkauft wurden.

Gilbert Fenton nahm die Leitung des Geschäfts auf sich. Er besaß einen klaren umfassenden Verstand, der sich sehr leicht dem Handel anbequemte. Er stemmte die Schulter ans Rad und arbeitete in den ersten drei Jahren seiner Geschäftslaufbahn mit einem

Eifer und einer Ausdauer, wie es wenigen Männern gegeben ist. Im Laufe dieser Zeit gelang es ihm, sämmtliche Verlegenheiten zu beseitigen und das Geschäft wieder in das richtige Fahrwasser zu bringen. Gilbert war kein reicher Mann, aber er befand sich auf dem besten Wege, ein solcher zu werden und der Name Fenton stand wieder so hoch, wie in den blühendsten Tagen seines Vaters.

Glücklicher Weise hatte seine Schwester bereits mehrere Jahre vor dem Tode seines Vaters Martin Lister geheirathet und schon damals ihre Mitgift erhalten. Gilbert brauchte deshalb nur für sich allein zu arbeiten. Zuerst hatte er es nur für die Ehre und den guten Namen seines Vaters gethan und später gleich andern Männern aus Liebe zum Gelderwerb — nicht aus schmutziger Gewinnsucht, sondern aus jenem natürlichen Verlangen, die Früchte des Geschäftsbetriebs anzuhäufen.

An diesem Abend war er in einer ungewöhnlich gedankenvollen Stimmung und sehr geneigt, die Dinge nach ihrem wahren Werth mit einer Bedenklichkeit abzuwägen, die ihm gänzlich neu war. Die vollständige Leerheit seines Comptoirlebens hatte ihn nachdenklich gemacht. War diese seine einförmige Geschäftslaufbahn des Lebens werth? Mußte nicht die Zeit bald kommen, wo ihn diese traurige Einförmigkeit

erdrücken würde? Seine Jugend war im raschen Verscheiden begriffen — nein, war sie ihm nicht bereits für immer entschwunden? Hatte sie ihn nicht sogleich verlassen, als er die Handelslaufbahn begann?

„Wenn ich mich der Jurisprudenz gewidmet hätte, wie ich es vor meines Vaters Tod beabsichtigt hatte, so würde ich einen Lebenszweck haben," dachte er, „aber ein Geschäftsmann kann nicht hoffen, sich einen Namen zu machen, er kann nur für den Gelderwerb arbeiten. Ich habe große Lust, das Geschäft, jetzt, wo es etwas werth ist, zu verkaufen und, so spät es auch ist, noch jetzt das Rechtsstudium zu ergreifen."

Er hatte bereits mehr als einmal daran gedacht, aber er wußte, daß der Gedanke ein unsinniger war, und daß ihn seine Freunde wegen seiner Thorheit verlachen würden.

Er hatte jetzt die Gärten von Lidford House verlassen und schlenderte in der schönen Sommernacht langsam dahin, nicht gleichgiltig gegen die ruhige Lieblichkeit der Scene um ihn her, aber sich bewußt, daß in seinem Innern eine gewisse Leere vorhanden war, welche diese Dinge nicht auszufüllen vermochten. Er ging die Straße entlang, auf der er und seine Schwester von der Kirche zurückgekommen waren und bog in den Weg ein, an dessen Eingang Capitain Sedgewick ihnen guten Abend gewünscht hatte. Er

kannte bereits von früher her diesen Weg, es war einer der schönsten Spaziergänge in der Umgebung von Lidford, und es lag deshalb kaum etwas Auffallendes darin, daß er für seinen abendlichen Gang diese Richtung wählte.

Der ländliche Weg, breit genug für einen Wagen und von grasigen Abhängen und Hecken, voll von wilden Rosen und Geisblatt, eingefaßt, führte nach einem kleinen schlängelnden Fluß, welcher zu den Naturschönheiten von Lidford gehört. Ein wenig früher, ehe man an den Fluß gelangte, öffnete sich der Weg auf einem grünen Platz, wo eine Mühle, ein ländliches Wirthshaus und zwei oder drei andere Häuser von besserem Aussehen standen.

Gilbert Fenton hätte gern wissen mögen, welches von diesen die Behausung des Capitains Sedgewick war, indem er annahm, daß der alte Officier und seine Nichte in einem derselben wohnen müßten. Er recognoscirte sie, als er an dem niedrigen Gartenzaun vorüberging, über den er die hübschen Rasenplätze und Blumenbeete, da und dort mit Gruppen von Immergrün, Rosen und Flieder besetzt, sehen konnte. Eines davon, das hübscheste und verborgenste, war auch das kleinste — ein weißes niedriges Gebäude, mit alterthümlichen Bogenfenstern und einer mit Kletterrosen überwachsenden Veranda. Das Haus lag etwas

zurück und die Hagedornhecke, die den Garten umzäunte, wurde von einem kleinen Bach begrenzt, über die ein ländlicher Steg zur Thüre führt.

Als Mr. Fenton neben dem Steg ein wenig stehen blieb, hörte er das Bellen eines Hundes und erhaschte mit einem Blick ein weißes Muselinkleid, das über den Rasenplatz an der einen Seite des Hauses hinflatterte. Während er sich fragte, wer wohl die Eigenthümerin dieses Kleides sein möchte, kam der lärmende Hund an die Thüre und im nächsten Augenblick erschien eine Mädchengestalt auf dem gewundenen Pfad zwischen den Blumenbeeten.

Gilbert kannte diese hohe, schlanke Gestalt sehr wohl. Seine Vermuthung erwies sich als richtig: dieses kleine weiße Haus war wirklich das des Capitains Sedgewick. Es schien ihm, als ob eine Art Instinct ihn gerade an diesen Ort geführt hätte.

Miß Nowell kam an die Thüre und blickte mit einem kleinen Wachtelhund im Arme hinaus. Gilbert zog sich ein wenig zurück und warf seine Cigarre in den Bach. Sie hatte ihn bis jetzt noch nicht gesehen. Ihre Blicke wanderten über den grünen Platz in die Ferne, als ob sie Jemand suchten.

Gilbert Fenton verhielt sich vollkommen still und beobachtete sie. Sie kam ihm ohne Hut selbst noch schöner vor als in der Kirche.

Doch konnte er nicht immer so dastehen, so angenehm es war, das liebliche Gesicht zu betrachten, und er machte deshalb eine leichte Bewegung und trat der Thüre einige Schritte näher.

„Noch einmal guten Abend, Miß Nowell,“ sagte er.

Sie blickte zu ihm empor, überrascht durch sein plötzliches Erscheinen, aber keineswegs verlegen.

„Guten Abend, Mr. Fenton. Ich habe Sie erst in diesem Augenblick gesehen. Ich hatte mich nach meinem Onkel umgeschaut. Er ist ausgegangen, um einen kleinen Spaziergang zu machen und seine Cigarre zu rauchen. Ich erwarte ihn jede Minute zurück.“

„Ich habe mich selbst dem Genuß einer einsamen Cigarre hingegeben,“ antwortete Gilbert. „An einem Abend, wie dieser, bekommt man leicht eine Antipathie gegen das Haus. Ich habe die Listers über ihren Theetassen gähnend verlassen, um einen Gang ins Freie zu machen. Der Anblick des Wegs, an dem wir uns diesen Abend getrennt haben, verlockte mich, da herunter zu gehen. Was für ein hübsches Haus Sie haben! Wissen Sie, daß ich errieth, daß es Ihnen gehörte, bevor ich Sie sah?“

„Wirklich? Da müssen Sie ja ein wahres Talent im Errathen haben.“

„Nicht im Allgemeinen; es kommt blos auf die Umstände an. Ja, ich war überzeugt, daß dies Ihr Haus sein müsse.“

„Es freut mich, daß es Ihnen gefällt. Onkel George und ich lieben es sehr. Aber nach Lidford House muß es Ihnen als ein kleiner ärmlicher Platz vorkommen.“

„Lidford House ist geräumig und bequem, aber Niemand kann einen Gedanken von Romantik daran knüpfen, während man bei diesem Alles denken kann. Ah, da ist, wie ich sehe, Ihr Onkel.“

Capitain Sedgewick kam auf sie zu, überrascht, Mr. Fenton zu sehen, dem er wieder herzlich die Hand schüttelte und der seine Geschichte von der Unmöglichkeit, in einer solchen Nacht im Hause zu verweilen, wiederholte.

Der Capitain bestand indeß darauf, daß Gilbert mit ihnen hinein ging, und dieser zeigte keine Abneigung, im Wohnzimmer zu verweilen, obschon es nur den vierten Theil so groß war, als das von Lidford House. Es sah im Lichte der Lampe mit seinen alterthümlichen Möbeln, mit seinen frischen Zitzvorhängen und Sopha-Ueberzügen und da und dort mit einigem alten werthvollen Porzellan sehr hübsch aus.

Capitain Sedgewick hatte sehr viel zu sagen und war erfreut, einen intelligenten Fremden zu finden, mit dem er sich unterhalten konnte. Obgleich seine Gesundheit seit langer Zeit schon im Abnehmen begriffen war, zeigte er doch eine so freudige hoffnungsvolle Stimmung,

als ob seine Existenz die fröhlichste von der Welt gewesen wäre.

Sie sprachen natürlich ein wenig von militairischen Gegenständen, von den Veränderungen, die im Dienste eingetreten — Veränderungen, die nach der Ansicht des Capitains, der etwas in der Zeit zurück war, wenig Gutes im Gefolge gehabt hätten.

Er ließ für seinen Gast eine Flasche Claret bringen, und Gilbert Fenton fühlte sich, an dem offenen Erkerfenster sitzend und seinen Wein schlürfend, ganz so heimisch, als ob er seit Jahren der Gast des Capitains gewesen. Marian Nowell saß an der andern Seite des Zimmers, das dunkelbraune Haar vom Lampenlicht beleuchtet und den viel zubeneidenden Wachtelhund auf dem Schooß. Gilbert blickte von Zeit zu Zeit, während er mit ihrem Onkel sprach, zu ihr hinüber und später kam sie an das Fenster und stellte sich hinter ihren Onkel mit ihrer Hand auf seine Schulter.

Es gelang Gilbert sofort, sie ins Gespräch zu ziehen und er fand sie vollkommen befähigt, über die Gegenstände, die er anregte, über Literatur, Musik u. s. w. ein Urtheil abzugeben. Es war nichts Linkisches oder Ländliches in ihrem Benehmen und wenn sie auch nichts besonders Glänzendes sagte, so verriethen doch alle ihre Bemerkungen einen gesunden Verstand und sie hatte eine lebhafte Art zu sprechen, die sehr anziehend war.

Sie hatte ein ganz zurückgezogenes Leben geführt, indem sie selten über Lidford hinauskam und in diesem einfachen Leben eine vollkommene Glückseligkeit zu finden gewußt. Der Capitain erzählte dies im Laufe ihres Gesprächs seinem Gaste.

„Ich war nicht im Stande," sagte er, „meinen Liebling nach London zu bringen, aber ich weiß nicht, ob sie deshalb schlimmer daran ist, wenn sie nichts von der großen Welt weiß. Die Hauptsache liegt darin, daß sie glücklich ist und ich danke Gott, daß sie es bisher gewesen ist."

„Ich würde sehr undankbar sein, wenn ich es nicht wäre, Onkel," sagte sie halb flüsternd.

Capitain Sedgewick stieß einen gedankenvollen Seufzer aus und beobachtete ein kurzes Schweigen, worauf das Gespräch wieder seinen Fortgang nahm, bis die Uhr auf dem Kamin halb eilf schlug und Gilbert Fenton sich erhob, um gute Nacht zu sagen.

„Ich fürchte, ich bin unverantwortlich lange geblieben," sagte er, „aber ich wußte wirklich nicht, daß es schon so spät sei."

„Bitte, eilen Sie nicht so sehr," sagte der Capitain, „Sie müssen da bleiben und mir behilflich sein, die Flasche zu leeren. Marian und ich gehören nicht zu den frühesten Leuten in Lidford."

Gerne hätte Gilbert noch eine halbe Stunde in dem Erkerfenster zugebracht, über Politik mit dem Capitain,

oder über leichte Literatur mit Miß Nowell sprechend; aber er wußte, daß seine lange Abwesenheit in Lidford House bereits ein gewisses Erstaunen erregt haben mußte, und so ließ er sich von seinem Vorsatz nicht abbringen, schüttelte seinen neuen Freunden die Hände, indem er Marian Nowells schlanke weiche Hand zum erstenmal in der seinigen hielt und sich über das eigenthümliche Gefühl, das ihre Berührung in ihm erregte, verwunderte und schritt dann hinaus in die träumerische Atmosphäre der Sommernacht, ein verändertes Wesen.

„Ist dies Liebe auf den ersten Blick?" fragte er sich, als er auf dem ländlichen Weg dahinschritt, wo wilde Rosen und weiße Winden in dem ungewissen Lichte glänzten. „Ist sie es wirklich? Ich würde gestern noch der letzte gewesen sein, der so etwas für möglich gehalten hätte und doch habe ich diesen Abend das Gefühl, als ob dieses Mädchen bestimmt wäre, einen leitenden Einfluß auf mein künftiges Leben auszuüben. Welches ist der Grund davon? Weil sie schön ist? Gewiß nicht. Ich bin sicherlich kein so schwacher Thor, um mich durch ein hübsches Gesicht fangen zu lassen. Und doch, was weiß ich sonst von ihr? Geradezu nichts. Sie kann das selbstsüchtigste, das niedrigste, das falscheste Geschöpf sein. Nein; ich glaube es nicht, daß sie jemals falsch oder unwürdig sein kann. Es

liegt etwas Edles in ihrem Gesicht, etwas mehr als bloße Schönheit. Von dieser habe ich, der Himmel weiß es, genug in meinem Leben gesehen. Ich könnte kaum so kindisch sein, mich von ein paar grauen Augen und einem rosigen Mund bezaubern zu lassen; es muß etwas mehr sein. Und es ist am Ende vielleicht auch nur ein vorübergehender Einfall, den die Langeweile dieses Ortes erzeugt hat. In einer oder zwei Wochen werde ich nach London zurückkehren und Marian Nowell vergessen. Marian Nowell!"

Er wiederholte den Namen mit unaussprechlicher Zärtlichkeit in seinem Tone, mit tieferem Gefühle, als es für einen vorübergehenden Einfall natürlich schien. Es war mehr ein Symptom für das große Fieber des Lebens.

Es war nahezu eilf Uhr, als er wieder im Wohnzimmer seiner Schwester erschien, wo Martin Lister in seinem Lehnstuhle nickte, während seine Frau sich mit einer populären theologischen Abhandlung das Gähnen zu vertreiben suchte.

Er hatte ein Verhör über sein langes Ausbleiben zu bestehen und sah sich genöthigt, zu bekennen, daß er durch einen Zufall mit Capitain Sedgewick zusammengetroffen sei, wodurch er genöthigt gewesen, in sein Haus zu treten.

„Wie, Gilbert, was konnte Dich veranlassen, diesen Weg einzuschlagen?"

„Nichts, als eine müßige Laune. Der Weg ist eben so gut als ein anderer."

Mrs. Lister seufzte und schüttelte ungläubig das Haupt.

„Was für Narren ihr Männer um eines hübschen Gesichts willen seid!" sagte sie.

„Mit Einschluß von Martin, Belle, als er in Dein schönes Selbst sich verliebte."

„Martin hat mich nicht durch sein Anstarren in der Kirche in Verlegenheit gebracht, Sir. Aber Du hast uns mit dem Gebete warten lassen."

Die Dienerschaft kam herein. Martin Lister erwachte und Gilbert knieete mit den Uebrigen nieder, um sein Nachtgebet zu verrichten. Aber seine Gedanken ließen sich diesen Abend nicht so leicht fixiren. Sie wanderten weit weg von diesem einfachen Familiengebet und verloren sich in einen Zukunftstraum, in welchem er sein Leben verändert und durch die Gesellschaft eines schönen jungen Weibes erheitert sah.

Zweites Capitel.

Marians Geschichte.

Die Tage vergingen und es gab für Gilbert Fenton während seines Aufenthalts zu Lidford keine Leere und Langeweile mehr. Er ging jeden Tag nach dem weißen Hause auf dem grünen Platze. Es war leicht genug, für jeden Besuch irgend eine neue Entschuldigung zu finden — ein Buch oder ein Musikstück, welches er Miß Nowell empfohlen und von London hatte kommen lassen, oder irgend ein Gegenstand von ähnlichem Charakter. Der Capitain war stets herzlich, stets erfreut, ihn zu sehen. Seine Besuche wurden gewöhnlich des Abends gemacht und er fand ein besonderes Vergnügen darin, an dem kleinen runden Tische im Erkerfenster zu sitzen und Thee zu trinken, den Marian einschenkte. Das bequeme freundliche Gemach, das liebliche Gesicht, das ihn so zutraulich anblickte, dies waren die Dinge, welche den schönen Traum der Zukunft hervorbrachten, der ihn jetzt so oft verfolgte. Er dachte sich als den Eigenthümer einer

schönen Villa in den Vorstädten von London, vielleicht mit einem Garten, der sich nach dem Fluß hinunter erstreckte und auf einem Rasenplatze, auf dem er mit seiner Frau und einigen ausgewählten Freunden in den langen Sommerabenden sitzen könnte, während sie ihren Claret oder Thee schlürften und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beobachteten. Er dachte sich dieses Mädchen als seine Frau, wie sie ihn bewillkommte, wenn er des Abends von seinem mühseligen und langweiligen Tagewerk in der City zurückkehren würde. Indeß benahm er sich mit der gehörigen Vorsicht, und gab der jungen Dame für jetzt keinen Anlaß, den wahren Stand der Sache zu ahnen. Marian war von allen Kokettерien frei und hegte keinen Gedanken, daß die häufigen Besuche dieses Herrn ihr gelten könnten. Er liebte ihren Onkel und was war natürlicher, als daß er diesen tapfern Soldaten lieben sollte, den Marian als den vortrefflichsten aller Menschen betrachtete? Und es geschah nur aus Zuneigung für den Capitain, daß der Fremde so oft kam.

Der Capitain hatte indeß bald den wahren Stand der Sache entdeckt und die Entdeckung erregte in ihm die lebhafteste Befriedigung. Seit langer Zeit war seine ruhige Zufriedenheit in diesem stillen traulichen Leben durch den Gedanken an Marians Zukunft getrübt worden. Sein Tod — sollte er eintreten, bevor sie

verheirathet war — mußte sie vollkommen hilflos zurücklassen. Es lag nicht in seiner Befugniß, das kleine Grundvermögen, von dem er sein Einkommen bezog, zu vererben. Es ging nach seinem Tode auf einen seiner Neffen über. Aus den Möbeln des Hauses dürften wohl einige hundert Pfund erlöst werden, aber diese würden durch die Auslagen für das Leichenbegängniß und durch die Bezahlung der rückständigen Rechnungen großentheils erschöpft werden. Im Ganzen war die Aussicht eine traurige und der Capitain hatte, wenn er daran dachte, manche bittere Stunde gehabt. Obschon Marian liebenswürdig und anziehend war, so bot sich ihr doch an einem Orte wie Lidford wenig Aussicht zu einer vortheilhaften Heirath. Es war deshalb natürlich genug, daß Capitain Sedgewick die Ankunft eines Mannes wie Gilbert Fenton willkommen hieß — eines Mannes von guter Stellung und reichen Mitteln, eines ungezierten und angenehmen Menschen, der noch überdies hübsch genug war, um, wie der Capitain dachte, das Herz jedes Weibes zu gewinnen. Als ihm dieser Gedanke gekommen war, beobachtete er die beiden jungen Leute beisammen und über die Gesinnung des einen fühlte er keinen Schatten von Zweifel. Weniger klar war er dagegen über die Gefühle des andern Theils. In Marians Benehmen herrschte eine Offenheit und Zutraulichkeit, die kaum mit dem Dasein

jener zarten Leidenschaft, die sich gewöhnlich durch eine gewisse Zurückhaltung verräth, und die beredter im Schweigen als im Sprechen ist, im Einklang stand. Marian schien stets erfreut, Gilbert zu sehen, stets ein Interesse an seiner Gesellschaft zu nehmen, aber sie schien nicht mehr als dies zu thun und der Capitain wußte nicht, was er davon halten sollte.

In der zweiten Woche von Gilberts Bekanntschaft mit diesen neuen Freunden fand zu Lidford House ein Gesellschaftsessen statt und Capitain Sedgewick und seine Nichte wurden ebenfalls dazu eingeladen.

„Sie sind angenehme Leute für eine Gesellschaft,“ sagte Mrs. Lister, als sie mit ihrem Gatten und Bruder die Einladung besprach, „so denke ich, sie können kommen, obschon ich Deine Thorheit nicht aufmuntern möchte, Gilbert.“

„Meine Thorheit, wie Du es zu nennen beliebest, hängt nicht von Deiner Aufmunterung ab, Belle.“

„So ist also die Sache wirklich ernst?“ sagte Martin.

„Ich bewundere Miß Nowell mehr als ich jemals zuvor ein weibliches Wesen bewundert habe, wenn es das ist, was Du eine ernstliche Sache nennst, Martin,“ antwortete Gilbert.

Das Diner war eine sehr ruhige Sache, die Eingeladenen bestanden aus ein paar gesetzten Landedel-

leuten mit ihren Weibern und Töchtern, aus dem Pfarrer mit seiner Frau, aus dem Capitain Sedgewick und Miß Nowell. Gilbert hatte eine der stattlichen Matronen in den Speisesaal zu führen und saß während des Mahls in einiger Entfernung von Miß Nowell, aber es gelang ihm, sich später dafür zu entschädigen, als er einige Zeit vor den übrigen Herren aus dem Speisezimmer schlüpfte und Marian am Piano fand, wie sie eine träumerische Sonate von Goria spielte, während die übrigen Damen beisammen standen und sich von den neuesten Skandalen in der Nachbarschaft unterhielten.

Er trat an das Piano und stand neben ihr, während sie spielte, zärtlich auf das anmuthige Haupt und die weißen Hände, welche langsam über die Tasten glitten, herabblickend. Er störte sie nicht durch vieles Reden; er war schon glücklich genug, dazustehen und sie zu beobachten, während sie spielte. Später, als einige Whisttische aufgestellt waren und das glänzend erleuchtete Gemach heiß geworden war, saßen diese beiden an einem der offenen Fenster, auf den vom Mondlicht beschienenen Rasenplatz hinausblickend, er unendlich glücklich, aber doch mit einer Art unbestimmtem Gefühl, daß dieses höchste Glück ein gefährliches Ding sei, ein Ding, das aus dem Herzen zu reißen die Klugheit erheischen würde.

„Meine Ferien sind nahezu vorüber, Miß Rowell," sagte er nach einer Pause, „und ich muß baldigst nach London zu meinem alten Geschäftsleben zurückkehren."

„Ihre Schwester sagt, daß Sie eine große Vorliebe für das Comptoir besäßen," antwortete sie leicht. „Ich bin überzeugt, daß Sie, wenn Sie die Wahrheit sagen wollten, das Landleben herzlich überdrüssig und froh sind, wieder zu Ihrem Geschäftsleben zurückkehren zu können."

„Ich würde Lidford niemals überdrüssig werden."

„Wirklich! und es gilt doch allgemein für ein höchst langweiliger Ort."

„Mir ist es nicht so vorgekommen. Es wird stets einen leuchtenden Platz in meinem Gedächtniß einnehmen, ganz verschieden und ausgezeichnet vor allen andern Orten."

Sie blickte ihn an, ein wenig verwundert über seinen ernsten Ton und ihre Augen begegneten sich, das seinige voll von Zärtlichkeit, das ihrige nur scheu und erstaunt. Es war jetzt nicht die Zeit und der Ort, wo die Worte, die er zu sprechen hatte, gesprochen werden konnten und er lenkte die Unterhaltung auf andere Gegenstände. Aber er war entschlossen, daß die Worte sehr bald gesprochen werden sollten.

Am folgenden Tage begab er sich zwischen drei und vier Uhr an einem schwülen Nachmittage nach dem

kleinen Hause und war so glücklich, Marian, mit dem Lesen einer Novelle beschäftigt, unter einem der Nußbäume am Ende des Gartens zu finden. Er ließ sich auf einen niedrigen Gartenstuhl an ihrer Seite nieder und nahm ihr das Buch sanft aus der Hand.

„Ich bin gekommen, Ihr Nachmittagsvergnügen zu stören," sagte er. „Wie Sie wissen, kann ich nur noch wenige Tage in Lidford verweilen und muß diese kurze Zeit so gut als möglich benutzen."

„Das Buch ist nicht sonderlich interessant," antwortete Miß Nowell lachend. „Ich will hinein gehen und es meinem Onkel sagen, daß Sie hier sind. Er macht eben seinen Nachmittagsschlaf; aber ich weiß, daß er erfreut sein wird, Sie zu sehen.

„Sagen Sie es ihm jetzt nicht," sagte Mr. Fenton, sie zurückhaltend. „Ich habe Ihnen an diesem Abend etwas zu sagen, etwas, was vielleicht besser sogleich gesagt wird, obschon ich geneigt genug war, die Stunde, wo es gesagt werden sollte, aufzuschieben, wie es ein Mann wohl sein wird, wenn sein ganzes zukünftiges Leben von dem Ausgang weniger Worte abhängt. Ich glaube, Sie müssen verstehen, was ich meine, Miß Nowell. Marian, ich denke, Sie können errathen, was kommen wird. Ich habe Ihnen am gestrigen Abend gesagt, wie lieb mir Lidford geworden ist."

„Ja,“ sagte sie mit einem fragenden Blicke; „aber was habe ich damit zu thun?“

„Alles. Sie sind es, die das kleine ländliche Dorf zu meinem Paradies gemacht. O, sagen Sie mir, ob es nicht das Paradies eines Thoren war O Marian, ich liebe Sie mit ganzem Herzen und ganzer Seele. Ich liebe Sie mit der ersten und einzigen Liebe eines redlichen Mannes. Versprechen Sie mir, daß sie die meinige werden wollen.“

Er nahm ihre Hand, die nachlässig auf ihrem Schooße lag und drückte sie mit seinen beiden eigenen. Sie zog sie sanft zurück und sah ihn mit einem Gesichte an, das plötzlich blaß geworden war.

„Sie wissen nicht, was Sie verlangen,“ sagte sie, „Sie können es nicht wissen. Capitain Sedgewick ist nicht mein Onkel. Er weiß nicht einmal, wer meine Eltern waren. Ich bin das obscurste Wesen in der Welt.“

„Mir deshalb um keinen Grad weniger theuer, Marian; nur um so theurer. Sagen Sie mir, mein Liebling, giebt es eine Hoffnung für mich?“

„Ich habe niemals gedacht —“ stammelte sie, „ich hatte keine Idee —“

„Daß ich Sie liebte. Mein Leben und meine Seele, ich habe Sie von der Stunde an geliebt, wo ich Sie zum erstenmale in der Kirche von Lidford

gesehen habe. Mein Schicksal war von diesem Augenblick an entschieden, Marian. O, meine Geliebte, vertrauen Sie mir und es müßte schlimm zugehen, wenn ich Sie nicht glücklich machen würde. Wenn ich zehn Jahre älter bin als Sie — mehr als zehn Jahre — so liegt dieser Unterschied auf der richtigen Seite. Ich habe den Kampf des Lebens gekämpft und bin in demselben Sieger geblieben. Ich bin stark genug, die Frau, die ich liebe, zu beschützen. Kommen Sie, Marian, ich erwarte ein Wort der Hoffnung."

„Und lieben Sie mich wirklich?" fragte sie verwundert. „Es scheint so sonderbar nach einer so kurzen Zeit."

„Ich liebte Sie seit jenem ersten Abend in der Kirche."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte sie langsam, „und ich bin stolz auf Ihren Vorzug — und ich habe Ursache, stolz darauf zu sein. Aber ich habe Sie nur so kurze Zeit gekannt. Ich fürchte mich, Ihnen ein Versprechen zu geben."

„Warum, Marian?"

„Ich bin nur ein thörigtes, unbedeutendes Mädchen. Sie bieten mir so viel mehr an als ich verdiene, indem Sie mir auf diese Weise Ihre Liebe antragen. Ich weiß kaum, ob ich ein Herz habe, das ich irgend Jemand geben kann. Ich weiß, daß ich bisher noch

nie Jemand geliebt habe, ausgenommen meinen Freund und Beschützer, meinen theuren Onkel."

„Aber Sie sagen nicht, daß Sie mich nicht lieben können, Marian? Es scheint mir, als ob ich Sie mein ganzes Leben lang gekannt hätte; aber das ist nur die Einbildung eines Liebenden. Ich komme Ihnen wohl fast wie ein Fremder vor?"

„Fast so," antwortete sie, ihn mit klaren aufrichtigen Augen anblickend.

„Das ist hart für mich; aber ich kann warten. Sie wissen nicht, wie geduldig ich sein kann."

Darauf begann er von gleichgiltigen Dingen zu sprechen, ein wenig niedergedrückt und entmuthigt durch die Wendung, die seine Angelegenheit genommen. Er fühlte, daß er zu übereilt gehandelt hatte. Was lag in der Bekanntschaft von zwei kurzen Wochen, um einen solchen Schritt zu rechtfertigen? Er war ärgerlich über seine Unklugheit, die ihm diese halbe Niederlage bereitet hatte.

Glücklicher Weise hatte ihm Miß Nowell nicht gesagt, daß sein Fall hoffnungslos sei, hatte ihm nicht verboten, den Gegenstand wieder zu berühren, auch keine unwillkürliche Zeichen von Abneigung gegen ihn an den Tag gelegt. Ueberraschung schien das vorherrschende Gefühl zu sein, das sein Geständniß hervorgerufen. Ueberraschung war bei solcher

mädchenhaften Unerfahrenheit nur natürlich und wenn die Ueberraschung vorüber war, so würden zartere Gefühle Platz greifen, eine unentwickelte, bisher nicht erwartete Zärtlichkeit.

„Ich glaube, daß ein Weib kaum umhin kann, die Liebe eines Mannes zu erwidern, wenn es ihm nur vollkommen Ernst damit ist," sagte Gilbert Fenton zu sich, während er unter dem Nußbaum saß und angenehm zu plaudern suchte, um die Gedanken von der ernsten Unterhaltung, die vorausgegangen, abzulenken.

Er sah am folgenden Tage den Capitain und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte. George Sedgewick hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit und ängstlichem Gesichte zu.

„Sie hat Sie nicht abgewiesen?" sagte er, als Gilbert seine Geschichte beendigt hatte.

„Nicht mit deutlichen Worten, aber es lag nicht viel darin, was Hoffnung angedeutet hätte. Und doch gebe ich mich der Einbildung hin, daß sie mich zuletzt doch noch lieben wird. Einen andern Gedanken zu hegen, würde für mich unaussprechliches Elend sein. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich sie liebe und wie schwach ich in dieser Beziehung bin. Es scheint verächtlich an einem Manne zu sein, von einem gebrochenen Herzen zu sprechen, aber ich werde

ein leeres mit ins Grab tragen, wenn es mir nicht gelingt, Marian Rowell zur Frau zu gewinnen."

„Sie sollen sie gewinnen," rief der Capitain lebhaft. „Sie sind ein edler Mensch, Sir, und Sie werden ihr einen trefflichen Gatten abgeben. Sie wird nicht so thörigt sein, eine solche uneigennützige Liebe zu verschmähen. Ueberdies," setzte er mit einigem Zaudern hinzu, „habe ich die Vermuthung, daß diese anscheinende Gleichgiltigkeit nur Schüchternheit von Seiten meines kleinen Mädchens ist und daß es Sie liebt."

„Und Sie glauben das?" rief Gilbert lebhaft.

„Ich vermuthe es natürlich nur. Ich bin, wie Sie sehen, ein alter Junggeselle und besitze wenig Kenntniß in Bezug auf die Zeichen und Beweise einer zärtlichen Leidenschaft, aber ich will mein kleines Mädchen sondiren. Wahrscheinlich wird sie geneigter sein, ihrem alten Onkel die Wahrheit zu gestehen als Ihnen. Ich glaube, Sie sind ein wenig zu hastig zu Werk gegangen. Zeit und Gewohnheit thun viel in einer solchen Sache."

„Es ist nur eine kalte Art von Liebe, die aus Gewohnheit hervorgeht," antwortete Gilbert traurig. „Aber ich glaube, Sie haben Recht, und ich hätte besser daran gethan, wenn ich gewartet hätte."

„Sie können Alles hoffen, wenn Sie nur Geduld haben können," sagte der Capitain. „Ich sage Ihnen

offenherzig, daß mich nichts glücklicher machen könnte, als mein liebes Kind an einen braven Mann verheirathet zu sehen. Ich habe in der letzten Zeit viele traurige Gedanken in Bezug auf ihre Zukunft gehabt. Ich glaube, Sie wissen es, daß ich ihr nichts zu hinterlassen habe."

„Ich habe niemals daran gedacht. Wenn sie alle Reichthümer der Rothschilde zu erben hätte, so könnte sie mir nicht theurer sein, als sie jetzt ist."

„Ach, was für ein edles Ding wahre Liebe ist! Und wissen Sie auch, daß sie nicht meine Nichte, sondern nur eine arme Waise ist, die ich vor vierzehn Jahren adoptirt habe?"

„Ich habe es von Ihren eigenen Lippen gehört. Es giebt nichts als eine Unwürdigkeit von ihrer Seite, was eine Aenderung meiner Gesinnung hervorbringen könnte."

„Unwürdigkeit von ihrer Seite! Sie brauchen das nicht zu fürchten. Aber ich muß Ihnen Marians Geschichte erzählen, bevor diese Angelegenheit weiter schreitet. Wollen Sie diesen Abend kommen und Ihre Cigarre mit mir rauchen? Sie ist bei einem Nachbar zum Thee eingeladen, und wir werden allein sein. Sie haben sie alle lieb das arme Kind."

„Ich werde mit Vergnügen kommen. Und wollen Sie mittlerweile sich von dem wahren Zustand ihrer

Gefühle überzeugen, ohne ihr auf irgend eine Weise wehe zu thun, und wollen Sie mir aufrichtig die Wahrheit sagen, selbst wenn sie der Todesstoß für meine Hoffnung sein sollte?"

„Selbst wenn es dieser sein sollte. Aber ich fürchte kein so trauriges Resultat. Ich glaube, Marian ist verständig genug, das Herz eines redlichen Mannes zu schätzen."

Gilbert verließ den Capitain hoffnungsvoller als er an diesem Tage nach dem kleinen Hause gegangen war. Es war nicht mehr als vernünftig, daß dieser Mann der beste Richter der Gefühle seiner Nichte sein sollte.

Als er allein war, schritt George Sedgewick gedankenvoll im Zimmer auf und ab mit den Händen auf dem Rücken und sein graues Haupt auf die Brust gebeugt.

„Sie muß ihn lieben," murmelte er für sich. „Warum sollte sie ihn nicht lieben, da er hübsch, edelmüthig, gebildet, reich, von guter Herkunft und über Hals und Kopf in sie verliebt ist? Eine solche Heirath ist gerade das, was ich mir gewünscht habe. Und was würde ohne eine solche Heirath ihr Schicksal sein, wenn ich gestorben bin? Sie würde wahrscheinlich eine Sklavin von einer Gouvernante in irgend einer Familie mittlerer Klasse werden, tyrannisirt und gepeinigt von einer Brut gemeiner Kinder."

Marian kam herein, während er noch immer nachdenklich auf- und abging.

„Nun, lieber Onkel, was giebt es?“ fragte sie, die Hand schmeichelnd auf seine Schulter legend. „Ich weiß, daß Sie niemals in dieser Weise gehen, außer wenn Sie durch irgend etwas beunruhigt sind.“

„Ich bin nicht beunruhigt, nur ein wenig verwirrt,“ antwortete der Capitain, die kleine schmeichelnde Hand zurückhaltend und seiner Nichte in dem Sonnenlicht des Erkerfensters voll ins Gesicht blickend. „Marian, ich dachte, Du und ich hätten keine Geheimnisse vor einander.“

„Geheimnisse, Onkel.“

„Ja, meine Liebe. Hast Du nicht etwas Angenehmes Deinem alten Onkel zu erzählen, etwas, das ein Mädchen gewöhnlich gern erzählt? Du hattest gestern Nachmittag, während ich schlief, einen Besuch.“

„Mr. Fenton.“

„Mr. Fenton? Er war so eben bei mir und ich weiß, daß er Dich gebeten hat, seine Frau zu werden.“

„Ja, das that er, Onkel.“

„Und Du hast ihn nicht abgewiesen, Marian?“

„Nicht mit Bestimmtheit, Onkel. Er hat mich so sehr überrascht, und ich kann überhaupt Niemand eine abschlägige Antwort geben, aber ich denke, ich hätte ihm klarer zu verstehen geben sollen, daß ich Nein meinte.“

„Und warum, meine Liebe?“

„Weil ich überzeugt bin, daß ich mir nicht so viel aus ihm mache, als es der Fall sein sollte. Ich kann ihn, wie Sie wissen, sehr wohl leiden. Ich halte ihn für gebildet, angenehm, aufrichtig und —“

„Das wird sehr bald in ein wärmeres Gefühl übergehen, wenigstens hoffe ich zu Gott, daß es so sein wird.“

„Warum, lieber Onkel?“

„Weil ich mein Herz auf diese Heirath gesetzt habe. O, Marian, ich habe es niemals gewagt, mit Dir über Deine Zukunft zu sprechen, über die Tage, welche kommen müssen, wenn ich todt und fort bin, und Du kannst Dir nicht denken, wie viele angstvolle Stunden mir der Gedanke daran bereitet hat. Eine Heirath wie diese würde Dir in den kommenden Jahren Glück und Wohlstand sichern.“

Sie küßte ihn zärtlich, indem sie ihm sagte, daß sie sich wenig darum kümmere, was aus ihrem Leben werden würde, wenn sie ihn verloren habe.

„Aber, mein liebes Kind, das, was nachher kommt, wird den größten Theil Deines Lebens ausmachen, und wir müssen deshalb diese Dinge ernstlich in Betracht ziehen. Die Liebe eines braven Mannes sollte nicht leichthin verschmäht werden. Du hast Mr. Fenton nur kurze Zeit gekannt und vielleicht ist es nur natür-

lich, daß Du ihn einigermaßen mit Gleichgiltigkeit betrachtest."

„Ich sagte nicht, daß ich gleichgiltig gegen ihn sei, Onkel, nur, daß ich ihn nicht so liebe, wie er mich zu lieben scheint. Es würde fast eine Sünde sein, so viel zu nehmen und so wenig dagegen zu geben."

„Die Liebe wird kommen, Marian, ich bin überzeugt, daß sie kommen wird."

Sie schüttelte scherzhaft das Haupt.

„Was für ein lieber heirathsstiftender Onkel Sie sind!" sagte Sie, küßte ihn und lief davon.

Sie dachte während des Restes dieses Tages einen guten Theil an Gilbert Fenton, dachte, daß es eine angenehme Sache sei, so aufrichtig geliebt zu werden, und hoffte, ihn immer als Freund zu haben. Als sie am Abend fort ging, um der Einladung zum Thee zu folgen, ging sein Bild mit ihr und sie stellte unwillkürlich zwischen einem jungen Mann vom Lande, den sie im Hause ihrer Freundin traf und Mr. Fenton Vergleiche an, Vergleiche, die sehr zu Gunsten des Londoner Kaufherrn ausfielen.

Während Marian Nowell sich in diesem kleinen geselligen Kränzchen befand, saßen Capitain Sedgewick und Gilbert Fenton unter dem Nußbaum, ihre Cigarren rauchend mit einer Flasche Claret auf einem kleinen eisernen Tischchen vor sich.

„Als ich vor vierzehn Jahren auf der Krankenliste von Indien zurückkehrte," begann der Capitain, „ging ich zu meiner Erholung hinunter nach Brighton, einem Ort, den ich in meiner Jugend ganz besonders geliebt hatte. Es war zeitig im Frühjahr, ganz außer der fashionablen Saison, und die Stadt war sehr leer. Meine Wohnung befand sich in einer einsamen Straße am östlichen Ende, aber mit der Aussicht auf die See. Die Einsamkeit und Ruhe des Orts sagten mir zu und ich war gewohnt, des Abends am Strande auf- und abzuwandeln, mich der stets wechselnden Scenen erfreuend. Das Haus, indem ich wohnte, wurde von einer Wittwe gehalten, die ein Muster von Reinlichkeit und Nettigkeit war. Es waren keine Kinder vorhanden, eine Zeit lang auch keine andern Miethsbewohner, und die Wohnung hatte die Stille des Grabes. Alles das sagte mir sehr gut zu. Ich bedurfte Ruhe und erhielt sie.

„Ich befand mich ohngefähr einen Monat in Brighton, als das Zimmer ober mir von einer Dame mit ihrem fünfjährigen Mädchen gemiethet wurde. Ich hörte die Füße des Kindes oben herumtrampeln, aber es war im Ganzen kein lärmendes Kind und als ich seine Stimme hörte, klang sie mir sehr angenehm. Die Dame war kränklich und da sie keine eigene Dienerin hatte, so verursachte sie der Frau vom Hause,

wie diese mir sagte, viele Mühe und Unruhe. Ihr Name war Nowell.

„Kurz darauf begegnete ich ihr eines Abends mit ihrem kleinen Mädchen am Strand. Das Kind und ich hatten uns vorher bereits ein- oder zweimal im Hause gesehen. Es erkannte mich wieder und dies führte zu einem kleinen freundschaftlichen Gespräch zwischen mir und der Mutter. Sie war eine zarte, schwächlich aussehende Frau, die einmal sehr hübsch gewesen, deren Schönheit aber war entweder in Folge von Krankheit oder Kummer größtentheils verblichen, obschon sie höchstens fünfundzwanzig Jahre zählen mochte. Sie sagte mir, daß das kleine Mädchen ihr einziges Kind sei, daß ihr Gatte sich im Auslande befinde, daß sie ihn aber binnen Kurzem zurückerwarte.

„Hierauf trafen wir uns fast jeden Abend und ich begann bald diese Begegnung und unsere ruhige Unterhaltung auf dem einsamen Strand als den angenehmsten Theil meiner Tage zu betrachten. Diese Mrs. Nowell hatte eine gewinnende Anmuth in ihrem Benehmen, wie ich sie noch an keiner anderen Frau gesehen hatte und ich gewann nach und nach ein größeres Interesse für sie, als ich mir selbst einzugestehen getraute. Es liegt jetzt wenig daran und ich kann es offen eingestehen, wie schwach ich in jenen Tagen war.

„Ich konnte sehen, daß sie sehr leidend war und es bedurfte nicht der verhängnißvollen Winke der

Miethsfrau, welche den Arzt der Dame befragt hatte, um mich mit der Besorgniß zu erfüllen, daß sie nicht mehr genesen würde. Ich will nicht sagen, daß ich sie liebte. Ich vergaß weder, daß sie die Frau eines Andern war, noch daß sie bald sterben würde, wenn ich an sie dachte. Ich will nur sagen, daß sie mir mehr war, als es irgend eine Frau vorher und seitdem gewesen ist. Es war die sentimentale Periode meines Lebens und sie hatte nur eine sehr kurze Dauer.

„Wochen vergingen und ihr Gatte kam nicht. Ich glaube, daß die Sorge und die Angst, die sein Ausbleiben hervorrief, viel dazu beitrug, ihr unvermeidliches Ende zu beschleunigen; aber sie verbarg ihren Kummer und beklagte sich niemals über ihn. Sie bezahlte ihre Kost und Miethe eine geraume Zeit lang regelmäßig genug, dann auf einmal blieb sie damit in Rückstand, indem sie der Hausfrau bekannte, daß sie keinen Schilling mehr in der Welt besitze. Die Frau war hartherzig und erklärte ihr, wenn dies der Fall sei, so müsse sie sich nach einer andern Wohnung umsehen und zwar sogleich. Ich hörte dies, nicht von Mrs. Nowell selbst, sondern von der Hauswirthin, die ihr Verfahren für vollkommen gerechtfertigt hielt. Sie sei, sagte sie, eine alleinstehende, schutzlose Frau, und wie sollte sie die Hausmiethe und Steuern entrichten,

wenn ihre besten Zimmer von Jemand bewohnt würden, der nichts dafür zahle, von der Verköstigung gar nicht zu sprechen?

„Ich war keineswegs ein reicher Mann, aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dieses hilflose und sterbende Wesen auf die Straße gestoßen zu sehen und ich sagte der Hauswirthin, daß ich für Mrs. Nowell's Miethe und für die täglichen Auslagen, die für sie gemacht würden, bürgen wolle. Mr. Nowell würde wahrscheinlich zur rechten Zeit erscheinen, um mich dieser Bürgschaft zu entheben. Ich fügte die Bedingung bei, daß die arme Frau nichts von meinem Einschreiten zu ihren Gunsten erfahren solle.

„Nicht lange darauf fanden unsere täglichen Begegnungen auf dem Strand ein schnelles Ende. Trotz der Milde des Wetters hatte der Arzt der Kranken das fernere Ausgehen verboten. Ich wußte, daß sie keine Dienerin hatte, die sie mit dem Kinde aussenden konnte, deshalb schickte ich hinauf und ließ sie fragen, ob sie mir das Kind zu einem täglichen Spaziergang anvertrauen wolle. Das Anerbieten wurde mit Freuden angenommen und so wurde Marian jeden Abend meine liebe kleine Begleiterin. Sie hatte mich vom ersten Augenblick an für sich gewonnen. Sie war das sanfteste, zutraulichste Kind, dem ich jemals begegnet — ein wenig ernst für ihre Jahre und immer zärtlich besorgt für Andere.

„Eines Abends ließ mich Mrs. Nowell zu sich bitten. Ich fand sie, von Kissen unterstützt, in einem Lehnstuhl sitzen und in ihrem Aussehen sehr verschlimmert. Sie sagte mir, sie habe das Geheimniß meiner Güte, wie sie es nannte, von der Hauswirthin erfahren und nach mir gesendet, um mir zu danken.

„Ich kann Ihnen nichts geben, als Dank und Segen," sagte sie, „denn ich bin das hilfloseste Wesen in der Welt. Ich vermuthe, daß mein Gatte, bevor ich sterbe, noch kommen und Sie von dem Wagniß, das Sie für mich eingegangen, befreien wird; aber er kann Ihnen Ihre Güte niemals vergelten."

„Ich sagte ihr, sie solle sich meinetwegen keine Sorgen machen; aber ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß nach meiner Meinung ihr Gatte sich schändlich benommen habe, weil er nicht schon längst zu ihr nach England gekommen sei.

„Er weiß doch, daß Sie krank sind?" fragte ich.

„O ja, er weiß das. Ich war schon krank, als er mich nach Hause schickte. Wir sind seit unserer Verheirathung fast immer auf dem Continent gereist. Er heirathete mich gegen den Willen seines Vaters und verlor dadurch alle Aussicht auf ein großes Vermögen. Ich wußte damals nicht, wie viel er für mich aufopferte, sonst würde ich niemals eingewilligt haben, seine Gattin zu werden. Ich glaube, daß das Bewußt-

sein dieses Verlustes sehr bald seine Entfremdung von mir veranlaßt hat, denn ich weiß, daß seine Liebe zu mir mit jedem Jahre schwächer wurde und daß ich nicht viel besser, als eine Bürde für ihn war. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie einsam und verlassen mein Leben in diesen großen fremden Städten war. Ich glaube, ich wäre vor Langeweile und Elend gestorben, wenn ich mein geliebtes Kind nicht gehabt hätte. Es war die ganze Welt für mich. Und, o Gott!" rief sie mit einem Blicke der Angst, der mir ins Herz drang, „was wird aus ihm werden, wenn ich gestorben bin und es dem Schutze eines selbstsüchtigen und ausschweifenden Mannes anvertraut wird?"

„Sie brauchen nicht zu fürchten, daß es ohne einen Freund sein wird, so lange ich lebe," sagte ich. „Die kleine Marian ist mir sehr theuer und ich werde es zu meinem Geschäft machen, so gut ich kann, über sie zu wachen.

„Die arme Seele ergriff meine Hand und drückte sie im Entzücken ihrer Dankbarkeit an ihre fieberhaften Lippen. Was für ein Unhold mußte der Mann gewesen sein, der ein solches Weib vernachlässigen konnte!

„Von nun an ging ich jeden Abend zu ihr hinauf, las ihr ein wenig vor und suchte sie, so gut ich konnte, aufzuheitern; aber ich glaube, ihr Herz war gebrochen

Das Ende trat unerwartet schnell ein. Ich hatte die Absicht gehabt, sie über die Familie ihres Gatten zu befragen, aber da der Gegenstand ein sehr delicater war, so verschob ich es von Tag zu Tag, hoffend, daß sie sich ein wenig bessern und so in einem geeigneterem Zustand sein würde, um solche Angelegenheiten zu besprechen.

„Sie wurde aber nicht besser. Ich war bei ihr, als sie starb, und ihre letzte Handlung war, ihr Kind mit ihren schwachen Armen an sich zu ziehen und meine Hand auf das Haupt der Kleinen zu legen, mich dabei mit kummervollen, flehenden Blicken ansehend. Sie war bereits vollkommen sprachlos, aber ich verstand, was ihr Blick sagen wollte und ich beantwortete ihn.

„Bis zum Ende meines Lebens," sagte ich, „werde ich sie lieben und beschützen — bis zum Ende meines Lebens."

„Darauf schlief das Kind in meinen Armen ein, während ich an der Seite des Bettes saß und die lange traurige Wache mit der Hausfrau, die sich bei dieser Gelegenheit sehr gut benahm, theilte. Wir saßen die ganze Nacht in dem stillen Gemach, die Kleine in einen Shawl gehüllt und an meine Brust gelehnt. An dem frühen Sommermorgen starb Clara Nowell eines sehr friedlichen Todes. Marian schlief noch immer,

und ich trug sie hinunter in mein Zimmer und legte sie auf das Sopha. Sie weinte heftig nach ihrer Mutter, als sie erwachte, und ich hatte ihm zu sagen, was einem Kinde so schwer zu sagen ist.

„Ich schrieb an Mr. Nowell nach Brüssel unter einer Adresse, die ich in seinem letzten Brief an seine Frau fand. Es kam keine Antwort. Ich schrieb nach einer Weile wieder mit demselben Resultat, und mittlerweile hatte sich das Kind inniger an mich angeschlossen und war mir selbst mit jedem Tage theurer geworden. Ich hatte ein Kindermädchen und ein oberes Zimmer für Beide gemiethet, aber die Kleine brachte den größten Theil des Tags bei mir zu, und ich begann zu denken, daß ich sie nach der Absicht der Vorsehung für den Rest ihrer Tage behalten sollte. Sie erzählte mir in ihrer unschuldigen kindlichen Weise, daß Papa sie nie so geliebt habe wie ihre Mama. Er sei stets bis sehr, sehr spät in der Nacht aus dem Hause gewesen. Sie sei zuweilen, wenn es Morgen und ganz Tag geworden, aus ihrem kleinen Bett hervorgekrochen und habe Mama mit ausgebrannten Lichtern und ohne Feuer im Wohnzimmer sitzend gefunden, um die Rückkunft des Papa zu erwarten.

„Ich ließ eine Anzeige, an Percival Nowell gerichtet, in die „Times" und in „Galignani" einrücken, denn ich fühlte, daß die Zukunft des Kindes von der

Anerkennung seines Vaters in der Gegenwart abhängen möchte; aber es kam keine Antwort auf diese Anzeigen, und ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß dieser Nowell ein Schurke sei, der mit Absicht Weib und Kind verlassen habe.

„Die Hinterlassenschaft der Verstorbenen war von keinem großen Werth. Es waren einige sehr hübsche Kleider und eine kleine Sammlung von Juwelen vorhanden, von denen einige modern, die übrigen sonderbar und altmodisch waren, die letzteren bewahrte ich sorgfältig auf, da ich sie für Familienreliquien hielt, die Kleider und den modernen Schmuck ließ ich verkaufen und die kleine Summe, die daraus erlöst wurde, reichte kaum zu, um die Auslage für das Leichenbegängniß und Grab zu decken. Die rückständige Miethe und alle übrigen Auslagen fielen mir zur Last. Ich bezahlte sie und verließ dann mit dem Kind und der Magd Brighton. Ich war nicht weit von diesem Orte geboren und ich wünschte meine letzten Tage in meiner Heimath zuzubringen. So kam ich in diesen Theil des Landes und wohnte in verschiedenen Farmhäusern, bis diese Wohnung zu vermiethen war und ich mich in Lidford niederzulassen beschloß. Und nun kennen Sie die ganze Geschichte von Marians Adoptirung, Mr. Fenton. Wie glücklich wir zusammen waren und was sie mir seit dieser Zeit gewesen ist, das vermag ich Ihnen nicht zu erzählen."

„Die Geschichte macht Ihnen Ehre, Sir, und ich achte Sie für Ihre Güte."

„Güte, bah!" rief der Capitain heftig, „es war blos eine Sache der Selbstsucht von mir. Das Kind hatte sich mir vom ersten Augenblick an unentbehrlich gemacht. Ich war ein einsamer Mann, ein eingefleischter Junggeselle und es war alle Aussicht vorhanden, daß ich ein harter, selbstsüchtiger alter Brummbär werden würde. Marian Nowell war der Sonnenschein meines Lebens."

„Sie haben keine weitere Entdeckung in Bezug auf Mr. Nowell gemacht?"

„Nein. Ich habe zuweilen gedacht, daß ich größere Anstrengungen hätte machen sollen, um mich mit ihm in Verbindung zu setzen, besonders im Hinblick auf die Zukunft meines Lieblings. Aus dem Wenigen, was mir Mrs. Nowell über ihre Heirath gesagt hat, mußte ich annehmen, daß der Vater ihres Gatten ein reicher Mann war. Er hätte sich vielleicht, trotz seiner Mißbilligung der Heirath gegen seine Enkelin erweichen lassen. Ich denke zuweilen, daß ich den Großvater hätte aufsuchen sollen. Aber ein solcher Versuch würde bei meiner gänzlichen Unwissenheit darüber, wer und wo er war, wie Sie sehen, ungewöhnlich schwierig gewesen sein."

„Sehr schwierig. Und wenn Sie ihn gefunden hätten, so mußten Sie erwarten, daß er das Kind nicht anerkennen würde. Marian Nowell wird nicht nöthig haben, einen gleichgiltigen Vater oder einen hartherzigen Großvater um Schutz anzuflehen, wenn sie mein Weib wird."

„Der Himmel gebe, daß das liebe Kind Sie so liebt, wie Sie es verdienen," antwortete Capitain Sedgewick herzlich.

Er hatte die Ueberzeugung, daß es das Beste für seinen Liebling sei, die Gattin dieses jungen Mannes zu werden, und er glaubte, daß ein einfaches unerfahrenes Mädchen kaum anders könne, als den Hoffnungen eines solchen Liebhabers zu entsprechen. Nach seiner Ansicht schien Gilbert Fenton ganz geeignet, das Herz eines Weibes zu gewinnen. Er vergaß aber das Verhängniß, das sich an diese Dinge knüpft, er vergaß, daß ein Mann alle guten Eigenschaften haben, daß ihm aber die magische Gewalt fehlen kann, das Herz eines Weibes zu rühren.

Drittes Capitel.

Angenommen.

Mr. Fenton blieb noch eine Woche in Lidford auf die Gefahr hin, daß die Geschäfte in seinem Londoner Bureau darunter zu leiden hätten. Er vermochte sich gerade jetzt nicht loszureißen. Er fühlte, daß er vor seiner Rückreise nach London über sein Verhältniß zu Miß Nowell eine bestimmtere Antwort erlangen müsse und mittlerweile gab er sich dem sonnigen Traum einer Vorstadtvilla hin, wo ihn Marian, wenn er sein Tagewerk vollbracht, willkommen heißen sollte.

Er ging jeden Tag nach dem kleinen Haus und benahm sich in keiner Weise wie ein abgewiesener Liebhaber. Er war in der That über den Ausgang seiner Bewerbung sehr hoffnungsvoll. Er wußte, daß Marians Herz noch frei war, daß kein Bild eines Nebenbuhlers daraus entfernt werden mußte, bevor sein eigenes darin herrschen konnte und er glaubte, daß es schlimm gehen müßte, wenn er ihre Liebe nicht gewinnen würde.

So sah ihn Marian jeden Tag und hatte während seiner Abwesenheit oft genug sein Lob aus dem Munde des Capitains anzuhören. Und Capitain Sedgewicks Worte über Gilbert Fenton schlossen gewöhnlich mit einem Seufzer, dessen Bedeutung für Marian kein Geheimniß mehr war.

Sie dachte in der Stille ihres eigenen Gemachs über die Worte, Blicke und Seufzer ihres Onkels einen guten Theil nach. Gab es etwas, das sie nicht aus Liebe für diesen theuersten und edelsten aller Männer thun würde? Einen Mann zu heirathen, dem sie abgeneigt war? Nein, das wäre eine Sünde, von der des Mädchens reiner Sinn instinktmäßig zurückschreckte. Aber sie war Gilbert Fenton geneigt — liebte ihn vielleicht auch — obschon sie sich's noch nicht eingestanden hatte.

Diese ruhige Freundschaft war am Ende selbst Liebe; nicht ganz solche Liebe, wovon sie in Romanen und Dichtungen gelesen hatte; aber ein ruhiges Gefühl, ein langsam glimmendes Feuer, das nur einen plötzlichen Windstoß von Eifersucht oder Unglück bedurfte, um es in Flammen anzufachen.

Sie wußte, daß ihr seine Gesellschaft angenehm war, daß sie ihn sehr vermissen werde, wenn er Lid-ford verließe und wenn sie sich dachte, daß er, mit seiner Abweisung versöhnt, nach London zurückkehre,

um seine Neigung auf ein anderes Weib zu übertragen, so war dieser Gedanke ihr sehr unangenehm. Er hatte ihr nicht geschmeichelt, er war in keiner Weise sclavisch in seiner Aufmerksamkeit gegen sie gewesen, aber er hatte sie mit einer gewissen Atmosphäre von Liebe und Bewunderung umgeben, gegen deren Reiz kein Mädchen, das auf solche Weise zum erstenmal geliebt wurde, gleichgiltig bleiben konnte.

Dies war der bisherige Verlauf der Geschichte. Es kam ein Sommerabend, wo Gilbert Fenton sich wieder allein mit Marian Nowell unter dem Nußbaum befand. Er wiederholte seine Werbung in wärmerem zärtlicheren Tone als zuvor und mit einer Art von Sicherheit, die eine günstige Antwort voraussetzte. Es war ein Versuch, die Festung mit Sturm zu nehmen. Er hatte seinen Arm um ihren schlanken Leib, seine Lippen auf ihrer Stirne, ehe sie recht wußte, was sie antworten sollte.

„Meine Geliebte, ich kann nicht ohne Sie leben," sagte er in leidenschaftlichem Tone, „sagen Sie mir, daß Sie mich lieben."

Sie machte sich sanft aus seiner Umarmung los und stand mit scheuem niedergeschlagenen Blick etwas entfernt von ihm.

„Ich denke, ich thue es," sagte sie langsam.

„Dies genügt vollkommen, Marian,“ rief Gilbert freudig, „ich wußte, daß Sie bestimmt seien, die Meinige zu werden.“

Er zog ihre Hand durch seinen Arm und führte sie nach dem Hause zurück, wo der Capitain mit der „Times“ in der Hand in seinem Armstuhl am Fenster saß.

„Ihre Nichte bringt Ihnen einen Neffen, Sir,“ sagte Gilbert.

Der Capitain warf die Zeitung weg und streckte dem jungen Mann beide Hände entgegen.

„Mein lieber Junge, ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich mich dies macht,“ rief er. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Alles noch gut gehen werde, wenn Sie geduldig seien? Mein kleines Mädchen ist verständig genug, die Liebe eines braven Mannes zu schätzen.“

„Ich bin sehr dankbar Onkel,“ stammelte Marian, hinter dem Stuhle des Capitains eine Zuflucht suchend, „ich fühle nur, daß ich so viele Rücksichten nicht verdiene.“

„Unsinn, Kind, nicht verdiene! Du bist das beste Mädchen in der Christenheit und wirst das beste und liebenswürdigste Weib abgeben, das jemals eines Mannes Haus erheitert und ihm theuer gemacht hat.“

Der Abend verging darauf sehr glücklich. Marian setzte sich an's Piano und spielte träumerische Melodien, während Gilbert an ihrer Seite stand und das Gesicht beobachtete, das er so sehr liebte. Mr. Fenton schien es ein Abend im Paradies zu sein. Er ging ein wenig vor eilf Uhr im Mondschein nach Hause, an sein neues Glück denkend — ein so vollkommenes Glück ohne Wolken.

Die schöne Vorstadtvilla war nicht mehr ein bloßes Luftschloß, sondern eine freudige Gewißheit. Er begann die Zahl der Monate zu berechnen, die hingehen mußten, bevor er Marian heimführen konnte. Es war kein Grund zum Aufschub vorhanden. Er befand sich in günstigen Umständen, war sein eigener Herr und nur ihr Wille konnte die baldige Verwirklichung dieses süßen häuslichen Traums verhindern, der ihn in der letzten Zeit verfolgt hatte.

Er erzählte seiner Schwester am folgenden Morgen, als Martin Lister den Frühstückstisch verlassen hatte, was sich zugetragen. Er war es ein wenig überdrüssig, seine Besuche in dem kleinen Hause von Mrs. Lister kritisiren zu hören und froh, ihr ankündigen zu können, daß Marian Nowell seine Gattin werden würde.

„Nun, Gilbert," rief die Matrone, als sie diese Nachricht mit dicht verschlossenen Lippen und einem

nichts weniger als freundlichen Gesicht vernommen hatte, „ich kann nur sagen, daß Du, wenn Du überhaupt heirathen mußt — und ich hatte geglaubt, daß Du mit Deiner trefflichen Wohnung in Wigmore-street und jeder möglichen Bequemlichkeit entschlossen wärst, ein Junggeselle zu bleiben — eine bessere Wahl hättest treffen können. Natürlich habe ich nicht die Absicht, unhöflich zu sein, oder Dir etwas Unangenehmes zu sagen, aber ich kann es nicht verschweigen, daß ich jeden Mann für einen Thoren halte, der sich durch ein hübsches Gesicht fangen läßt."

„Ich habe in Marian Nowell einen guten Theil mehr zu bewundern gefunden, als ein hübsches Gesicht."

„Wirklich? Kannst Du mir noch andere Vorzüge nennen, in deren Besitz sie ist?"

„Liebenswürdigkeit, gesunden Verstand und ein reines verfeinertes Wesen."

„Welche Bürgschaft hast Du für alle diese Dinge? Ich kann das Mädchen sehr wohl leiden, ich habe nichts an ihm auszusetzen, aber ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß diese Heirath eine höchst unglückliche für Dich ist."

„Warum unglücklich?"

„Die Stellung des Mädchens ist so zweifelhaft."

„Stellung!" wiederholte Gilbert ungeduldig. „Dieses Gerede ist nur eine der Folgen davon, wenn man an einem solchen Orte wie Lidford lebt. Du sprichst von Stellung, als ob ich ein Prinz von königlichem Blute wäre, dessen Heirath in jeden Almanach des Königreichs eingetragen würde."

„Wenn sie nur die wirkliche Nichte des Capitains wäre, so würde es ein Anderes sein," fuhr Mrs. Lister fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „aber ein Mädchen zu heirathen, von dessen Verwandten Niemand etwas weiß! Ich vermuthe, man hat Dir nicht einmal gesagt, wer ihr Vater und ihre Mutter sind."

„Ich weiß genug von ihnen. Capitain Sedgewick war über diesen Gegenstand die Aufrichtigkeit selbst."

„Und sind der Vater und die Mutter beide todt?"

„Miß Nowells Mutter ist seit vielen Jahren todt."

„Und ihr Vater?"

„Capitain Sedgewick weiß nicht, ob er todt ist, oder noch lebt."

„Ah!" rief Mrs. Lister mit einem tiefen Seufzer, „ich hätte mir's denken können. Und Du willst wirklich ein Mädchen heirathen, dessen Verwandtschaft in ein solches anrüchiges Geheimniß gehüllt ist?"

„Darin liegt weder etwas Anrüchiges, noch Geheimnißvolles. Leute verlieren sich oft in der Welt.

Mr. Rowell war ein schlechter Gatte und ein gleichgültiger Vater, und Capitain Sedgewick adoptirte seine Tochter, das ist Alles."

„Und dieser Mr. Rowell wird ohne Zweifel, wenn Du verheirathet bist, eines Tags erscheinen und Dir zur Last fallen."

„Ich fürchte mich nicht dafür. Und nun, Belle, da dies ein Gegenstand ist, über den wir uns schwerlich verständigen werden, so denke ich, wir würden am besten daran thun, wenn wir ihn ganz fallen ließen. Ich hielt es nur für Recht, Dich von meiner Verlobung in Kenntniß zu setzen."

Darauf zog seine Schwester etwas mildere Saiten auf und versprach Gilbert, daß sie ihr Bestes thun wolle, um freundlich gegen Miß Rowell zu sein.

„Es wird natürlich noch einige Zeit dauern, bis Du heirathest," sagte sie.

„Das weiß ich nicht, Belle. Ich sehe keinen Grund für einen längeren Aufschub."

„O, Du wirst gewiß zum wenigsten zwölf Monate warten. Du hast Marian Rowell erst so kurze Zeit gekannt. Du solltest sie in irgend einer Weise auf die Probe stellen, bevor Du sie zum Altar führst."

„Ich denke nicht daran, sie irgendwie auf die Probe zu stellen. Ich habe den tiefsten und vollkommensten Glauben an ihre Güte."

„Wie, Gilbert, dies ist reine Bethörung für ein Mädchen, das Du kaum drei Wochen kennst.“

Es ist leicht erklärlich, daß für eine practische Matrone, wie Mrs. Lister, deren romantische Erfahrungen einer entfernten Zeit angehörten, dieses plötzliche Vertrauen, diese Alles absorbirende Liebe für die Bekanntschaft eines kurzen Sommertages eine schwer begreifliche Sache war. Aber Gilbert Fenton vertraute unbedingt seinem eigenen Gefühl und ließ sich nicht irre machen.

Er kehrte an diesem Nachmittage mit dem Eilzug nach der Stadt zurück, denn er wagte seine Rückkehr nicht länger zu verschieben. Nur ungern ging er zu den trockenen Geschäften des Lebens zurück, nachdem er den größten Theil des Morgens unter dem Nußbaum in Capitain Sedgewicks Garten zugebracht hatte, hochtrabenden Unsinn zu Marian sprechend, die auf einem Gartenstuhl neben ihm saß und seidene Taschentücher für ihren Onkel säumte. Auch über die Zukunft ließ er sich aus, indem er mit allem Enthusiasmus die Häuslichkeit ausmalte, die er für sie schaffen wollte.

„Sie werden in die Stadt kommen, um Ihr Haus selbst auszuwählen, Marian,“ sagte er nach einer glühenden Schilderung einer Villa, wie sie nie existirt hat, „ohne Sie kann ich keinen so wichtigen Schritt thun. Abgesehen von allen sentimentalen Rücksichten, ist das Urtheil eines Weibes in diesen Dingen

unerläßlich. Ja, Marian, Ihr Onkel muß Sie auf eine Woche Behufs des Aufsuchens eines passenden Hauses nach der Stadt bringen und das bald."

Sie sah ihn verdutzt an.

„Bald!" wiederholte sie.

„Ja, meine Liebe, sehr bald. Nichts in der Welt steht unserer Heirath im Wege. Warum sollten wir es aufschieben die nöthigen Anstalten zu treffen? Ich sehne mich nach meiner neuen Häuslichkeit, Marian. Ich habe nie in meinem Leben, seit ich ein Knabe war, eine eigene Häuslichkeit gehabt."

„O, Mr. Fenton — Gilbert" — sie sprach seinen Vornamen nur scheu und nur in Folge seines vorwurfsvollen Blickes aus — „bedenken Sie doch, wie kurz die Zeit ist, seit wir uns kennen. Es ist viel zu früh, jetzt schon an's Heirathen zu denken. Ich wünsche, daß Sie hinlänglich Muße haben, um darüber nachzudenken, ob Sie wirklich eine Neigung zu mir hegen, ob es nicht eine bloße Laune ist, die sich wieder verflüchtigt, wenn Sie nach London zurückgekehrt sind. Und wir müssen Zeit haben, einander genau kennen zu lernen, um uns davon zu überzeugen, daß wir für einander passen."

Dies war nur eine Wiederholung dessen, was seine Schwester gesagt hatte und er wurde dadurch ein wenig beunruhigt.

„Hegen Sie die Besorgniß, daß wir nicht für einander passen, Marian?“ fragte er ängstlich.

„Ich weiß, daß Sie nur zu gut für mich sind,“ antwortete sie.

Darauf küßte ihr Gilbert die Hand, das Gespräch nahm eine leichtere Wendung und er brachte die Frage über die Zeit der Hochzeit nicht mehr zur Sprache.

Endlich kam die Stunde heran, wo er sich nach der Eisenbahnstation begeben mußte. Er hatte den Wagen des Mr. Lister an das kleine Haus bestellt, damit er die letzten Augenblicke noch bei Marian zubringen könnte. Um drei Uhr erschien der Wagen und Gilbert war genöthigt, sich zu verabschieden. Der letzte Blick, den er zurückwarf, zeigte ihm die weiße Gestalt unter den Nußbäumen und eine weiße Hand, welche Abschied winkte.

Wie leer und traurig kam ihm diesen Abend seine bequeme Junggesellenwohnung vor, als er an dem offenen Fenster saß, seine einsame Cigarre rauchend, und dem lärmenden Geräusche der Straßen lauschend.

Seine Seele war voll von Marian Nowell. Alles, was in seiner Natur tief und ernst war, gab dieser ersten Liebe Kraft. Er hatte früher einige Liebeleien gehabt, aber sie waren nichts weiter, als Liebeleien gewesen und mit dreißig Jahren war sein Herz noch so frisch und unerfahren wie das eines Knaben.

Er wurde niemals müde, an sein künftiges Leben zu denken. Alles, was er sonst dachte, hatte eine Beziehung zu diesem einen Gegenstand. Er widmete sich dem Geschäft mit neuem Eifer und niemals war er so besorgt gewesen, reich zu werden.

Viertes Capitel.

John Saltram.

Die Bureaus von Fenton und Comp. in Great St. Helens waren hübsche, von Wohlstand zeugende Räumlichkeiten, bestehend aus zwei großen äußern Zimmern, wo ein halbes Dutzend unermüdliche Commis auf hohen Stühlen an großen Mahagony-Tischen saß und den ganzen Tag hindurch emsig schrieb, und aus einem kleineren innern Gemach mit ein paar umfangreichen mit rothem Saffian überzogenen Lehnstühlen und einem Tisch, an dem Gilbert Fenton die wichtigeren Briefe des Hauses zu schreiben gewohnt war. In allen Comptoiren standen eiserne Kassen, welche Einen mit der Idee von unbegrenztem Reichthum erfüllten. An den Wänden hingen überall Bildnisse von Schiffen, Verzeichnisse von Waaren, die verkauft und zu verkaufen waren, Ankündigungen von Auctionen, Börsencurse u. s. w. Und in all den Räumlichkeiten war eine Geschäftsthätigkeit und ein Wohlstand bemerkbar, welche zu beweisen schienen,

daß Fenton und Comp. sich mit raschen Schritten auf der Hochstraße zum Glück bewegten.

Gilbert Fenton saß etwa eine Woche nach seiner Rückkehr von Lidford eines Mittags in seinem innern Comptoir. Er war an diesem Morgen frühzeitig dahin gekommen, hatte bereits eine Anzahl Rechnungen durchgesehen, ein halbes Dutzend Briefe geschrieben und sich dann einige Minuten in seinem Stuhl zurückgelehnt, um sich einem müßigen Nachsinnen hinzugeben, einem Nachsinnen über den einen süßen Traum seiner neuen Existenz. Von welchem Punkt seine Gedanken auch ausgehen mochten, stets trieben sie wieder in diesen Kanal.

Während er so dasaß, mit seinen Händen in den Taschen und den Stuhl auf seinen Hinterbeinen schaukelnd, öffnet sich die Thüre und ein Herr trat in das Comptoir — ein Mann etwas über die Mittelgröße, breitschultrig und kräftig gebaut, mit einer natürlichen dunkeln Gesichtsfarbe, die durch Sonne und Wind noch mehr gebräunt war, mit schwarzen Augen und dicken schwarzen Brauen, mit einem Kopf, der auf dem Scheitel ein wenig kahl war und mit einem Gesicht, das ohne den Ausdruck von Intelligenz auf der breiten offenen Stirne und den feingebildeten ausdrucksvollen Mund fast häßlich genannt werden konnte. Es war ein Gesicht, das Diejenigen, die es einmal gesehen, nicht leicht wieder vergaßen.

Dieser Mann war John Saltram, der einzige intime Freund von Gilbert Fentons Jugend- und Mannesjahren. Sie waren zuerst in Oxford mit einander bekannt geworden und hatten sich seit den Universitätsjahren selten aus den Augen verloren. Sie waren in dem einen müßigen Jahre, das der commerciellen Laufbahn Gilberts vorausging, viel mit einander gereist. Sie hatten während dieser Wanderungen unter andern auch das obere Nilthal besucht und hier, entfernt von aller civilisirten Hilfe, war Gilbert an einem Fieber erkrankt, das ihn dem Tode nahe brachte. In dieser langwierigen und schweren Krankheit hatte ihn John Saltram mit einer Sorgfalt und Aufopferung gepflegt, die keine Grenzen kannte. Wenn dies nöthig gewesen wäre, um das Band zwischen ihnen noch stärker zu machen — was nicht der Fall war — so wären sie dadurch noch enger verbunden worden. Für Gilbert aber war die traurige Zeit der Krankheit und Gefahr eine Erinnerung, die er in seinem innersten Herzen bewahrte, um sie bis an's Ende seines Lebens heilig zu halten.

Mr. Saltram war ein Rechtsgelehrter, ein Anwalt, gegenwärtig fast ohne Clienten, denn seine Gewohnheiten waren unregelmäßig, um nicht zu sagen träge und er hatte keine besondere Neigung für die mühevollen Geschäfte vor den Gerichtsschranken. Er

besaß einiges Vermögen und vermehrte sein Einkommen, indem er für die Presse schrieb. Seine Arbeiten waren wegen ihrer schneidenden Schärfe und wegen seines Styls, der den Schlägen eines Schmiedehammers glich, gesucht und gefürchtet. Er wurde dafür sehr reichlich bezahlt; aber desohngeachtet war er fortwährend in Schulden und es gab wenige Perioden in seinem Leben, wo er nicht mehr oder weniger von dem heikeln Geschäfte in Anspruch genommen war, Geld auf Wechsel zu borgen. In Folge der Gewohnheit besaß er für diese Art von Operationen eine künstlerische Fertigkeit und er betrieb sie mit einer gewissen Liebhaberei. Ja es ist zweifelhaft, ob diesem Herrn das Geld, das er aus anderer Quelle erlangte, jemals so angenehm war, als die Summen, die er für 60 Proc. von den Juden erhielt. Bei diesen Neigungen gelang es ihm, mit 500 Pfund aus einem wirklichen Einkommen von 700 Pf. (200 Pf. opferte er den Wucherern) ziemlich gut auszukommen, wenn auch die Masse seiner rollenden Schuld von Jahr zu Jahr ein wenig zunahm.

„Ah, Jack," rief Gilbert, beim Eintritt seines Freundes aus seiner Träumerei auffahrend und ihn mit einem herzlichen Handschütteln begrüßend, „dies ist wirklich eine angenehme Ueberraschung! Ich hatte gestern Abend in der Payr nach Dir gefragt und

John Hawdon sagte mir, Du seist auswärts, auf einer Bootreise auf der Donau begriffen."

„Es ist ein ganz seltener Ausnahmsfall, wenn Joseph Hawdon einmal recht hat. Ich habe eine Fußtour in der Bretagne gemacht, lieber Junge, ganz allein und gefunden, daß ich ein schlechter Gesellschafter bin. Ich war kurz nach Deiner Abreise zu Deiner Schwester aufgebrochen und bin erst gestern Abend zurückgekehrt. Dieser Schurke Levinson hat mir diesen Morgen 75 Pfund versprochen, ob ich sie aber aus ihm herausbringen werde, wissen nur er und die höllischen Mächte, mit denen er in Verbindung steht. Und war Dein ländlicher Aufenthalt angenehm, Gil? Hast Du Dich gehörig an frischer Milch, an Sonnenaufgang über thauigen Wiesen, an hübschen Milchmädchen, Preisschweinen und schottischen Kühen erfreut, oder hast Du das Leben in Lidford recht langweilig gefunden? Ich kenne den Ort und die ganze Gegend dort herum sehr gut. Ich bin während der Jagdsaison mehr als einmal bei Sir David Forster zu Heatherly verweilt. Ein angenehmer Mensch dieser Forster, ein Verschwender und Taugenichts; stets bis über die Ohren in Schulden. Hast Du ihn vielleicht getroffen, als Du in Lidford warst?"

„Nein, ich glaube nicht, daß die Listers mit ihm bekannt sind."

„Um so besser für sie! Es ist keine Ehre, ihn zu kennen. Und Du hast Dich nicht gelangweilt?“

„Im Gegentheil, Jack, ich war nie glücklicher in meinem Leben.“

„Eh, Gil!“ rief John Saltram, „das bedeutet etwas mehr, als ein paar ruhige Wochen bei einer verheiratheten Schwester. Komm, alter Bursche, ich habe ein wohlbegründetes Recht, alle Deine Geheimnisse zu theilen.“

„Es handelt sich um kein Geheimniß, Jack. Ja, ich habe mich verliebt, wenn Du das meinst und ich bin verlobt.“

„Sobald! Ist das nicht ein wenig schnell, lieber Junge?“

„Ich denke nicht. Was sagt der Dichter? — „Wenn sie nicht ein Adam bei ihrer Geburt ist, so ist sie überhaupt keine Liebe.“ — Meine Leidenschaft sprang ausgewachsen in's Leben, nachdem ich den Gegenstand derselben kaum eine Stunde lang in der Kirche von Lidford gesehen hatte.“

„Wer ist die Dame?“

„O, ihre Stellung ist nicht der Rede werth. Sie ist die adoptirte Nichte eines Halbsold-Capitains — eine Waise, ohne Geld und Verwandtschaft.“

„Hum!“ murmelte John Saltram mit der bevorrechteten Offenheit der Freundschaft, „keine sehr vor-

theilhafte Heirath, Gilbert, vom weltlichen Gesichtspunkt betrachtet."

„Ich habe die Sache nicht von diesem Gesichtspunkt angesehen."

„Und die Dame ist natürlich liebenswürdig und reizend?"

„Nach meiner Ansicht, ja."

„Sehr jung?"

„Neunzehn."

„Nun, lieber alter Junge, ich wünsche Dir von Herzen Glück. Du bist in der Lage, zu heirathen, wen Du willst und hast vollkommen Recht, Dich in Deiner Wahl durch Neigung und nicht durch Interessen leiten zu lassen. Wenn ich mich einmal in's Ehejoch begebe, so muß es eine Dame sein, die meine Schulden bezahlen und mich für das Leben auf die Beine bringen kann. Ob eine solche jemals mein häßliches Gesicht als ein Aequivalent für ihr Geld betrachten wird, ist eine offene Frage. Du mußt mich bei der nächsten Gelegenheit Deiner künftigen Frau vorstellen, Gilbert. Ich bin sehr begierig, zu entdecken, ob Deine Heirath unserer Freundschaft nicht ein Ende machen wird."

„Das ist nicht zu befürchten, Jack. Dies wird niemals der Fall sein. Ich habe Marian bereits viel von Dir erzählt. Sie weiß, daß ich Dir mein Leben zu verdanken habe. Sie ist ganz bereit, Dich ebenso zu schätzen, wie ich es jetzt thue."

„Sie ist sehr gütig; aber alle Frauen versprechen Dergleichen vor der Hochzeit und gewöhnlich kommt dann ein Tag, wo der intime Freund zusammen mit dem Rauchen im Wohnzimmer, mit Branntweine und Sodawasser und anderen Luxusartikeln des Junggesellenlebens in den Bann gethan wird."

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Marian sich als eine Haustyrannin erweisen wird. Sie ist das sanfteste, beste Mädchen und in der Person ihres Onkels mit Junggesellengewohnheiten vertraut. Ich sehe der glücklichsten Häuslichkeit entgegen, die jemals ein Mann besessen hat und sie würde das nicht sein, wenn Du darin nicht willkommen und geehrt wärst, Jack. Ich hoffe, wir werden manchen Sommerabend auf dem Rasen mit einander zubringen, eine Flasche Pomard oder St. Julien zwischen uns, die alten schläfrigen Angler in ihren Kähnen oder die Nachen, welche im Zwielicht pfeilschnell vorüberschießen, beobachtend. Ich habe nämlich die Absicht, irgend einen hübschen, kleinen Platz am Flusse, wo die Gärten sich gegen das Wasser hin abdachen, zu erwerben."

„Sehr angenehm! und Du wirst einen prächtigen Familienvater abgeben, Gil. Du hast keine von den Fehlern, die mich für den Ehestand untauglich machen. Ich halte Deine Marian für ein sehr glückliches Mädchen. Welches ist ihr Zuname?"

„Nowell.“

„Marian Nowell — ein sehr hübscher Name. Wann gedenkst Du wieder nach Lidford zu gehen?“

„In einem Monat ohngefähr. Mein Schwager wünscht, daß ich am 1. September zu ihm zurückkehre.“

„Ich werde dann wohl zu Forster hinuntergehen und mich nach seinen Fasanen umsehen. Es wird mir dies Gelegenheit geben, mich der Miß Nowell vorstellen zu lassen.“

„Es wird mir ein großes Vergnügen machen, Dich bei ihr einzuführen. Ich weiß, daß Du sie bewundern wirst.“

„Ich bin, wie Du weißt, im Allgemeinen kein besonders warmer Verehrer des andern Geschlechts, aber ich bin überzeugt, daß ich Deine zukünftige Frau lieben werde, Gil, wenn es auch nur deshalb ist, daß Du sie gewählt hast.“

„Und Deine eigenen Angelegenheiten, Jack, — wie steht es mit ihnen?“

„Nicht sehr glänzend. Ich bin, wie Du weißt, kein besonders glückliches Individuum. Das Schicksal hat mich seit meinen Schuljahren nicht mit weichen Händen angefaßt.“

„Noch nicht verliebt, John?“

„Nein,“ antwortete der Andere mit düsterem Blicke. „Die Sache ist die,“ fuhr er nach einem kurzen Schwei-

gen fort, „wenn ich jemals heirathe, so muß ich, wie ich Dir schon gesagt habe, Gil, Rücksichten auf Vermögen nehmen. Ich will damit nicht sagen, daß ich eine Frau nehmen würde, gegen die ich eine Abneigung hegte, um sie dann zu vernachlässigen und zu mißhandeln. Nein, ich bin nicht ganz ein solcher Schurke. Aber wenn ich das Glück hätte, eine erträglich hübsche und angenehme Frau zu treffen, die ich lieben könnte, und die schwach genug wäre, eine Neigung für mich zu hegen — eine Frau mit einem schönen Vermögen — so würde ich ein Narr sein, wenn ich nicht nach einem solchen Glück schnappen wollte."

„Ich sehe," rief Gilbert, „Du hast eine solche Frau gefunden."

„Ja."

Wieder kam der düstere Blick über das dunkle, stark markirte Gesicht, die dicken, schwarzen Augenbrauen zogen sich zusammen und seine Rechte trommelte ungeduldig auf dem Tisch.

„Aber Du bist nicht in sie verliebt. Ich kann das an Deinem Gesicht sehen, Jack. Du wirst mich für einen sentimentalen Thoren halten und denken, daß ich die Dinge in einem neuen Lichte sehe, jetzt, wo ich selbst in die Grube gefallen bin; aber um Gottes willen heirathe keine Frau, die Du nicht liebst. Erträglich, hübsch und angenehm ist nicht hinreichend,

— das bedeutet Gleichgiltigkeit von Deiner Seite und verlaß Dich darauf, wenn ein Mann und eine Frau auf Lebensdauer zusammengekettet sind, so ist nur ein kurzer Schritt von Gleichgiltigkeit zur Abneigung.“

„Nein, Gilbert, es ist nicht das,“ antwortete der Andere, noch immer mit düsterm Blicke zu Boden sehend, „ich bin der Dame wirklich geneigt, ja ich kann sagen, ich liebe sie. Ich habe keine besondere Erfahrung in der zärtlichen Leidenschaft gehabt, seitdem ich von einer Kellnerin zu Oxford, die ich beim Jupiter geheirathet hätte, betrogen worden bin. Aber die Wahrheit ist, daß die fragliche Dame mich jetzt nicht heirathen kann. Es ist ein Gatte im Spiel — ein schwacher alter Anglo-Indier, der nicht mehr lange leben kann. Blicke mich nicht so sauertöpfisch an, alter Bursche. Es ist nichts Unrechtes darin, nicht ein Wort, das nicht die ganze Welt hören dürfte; aber es giebt gewisse Zeichen, durch die ein Mann ohne Eitelkeit — und der Himmel weiß, ich habe dazu keinen Grund — die Ueberzeugung erlangen kann, daß ihm eine Frau nicht abgeneigt ist. Kurz, ich glaube, daß, wenn Adela Branston eine Wittwe wäre, der Weg klar vor mir läge und daß ich nichts zu thun hätte, als denselben zu betreten, um den Preis zu gewinnen, und ich kann Dich versichern, daß er des Gewinnens werth ist.“

„Aber dieser Mr. Branston kann noch eine unbestimmte Anzahl von Jahren leben und unterdessen wirst Du Dein Leben an einen Schatten vergeuden.“

„Nicht sehr wahrscheinlich. Der arme alte Branston ist sehr schwach und krank aus Calcutta zurückgekommen und ich glaube, sein Urtheil ist ihm von allen Aerzten gesprochen. Mittlerweile sucht er noch das Leben, so gut es geht, zu genießen, hat seine guten und schlimmen Tage und unterhält viel Gesellschaft an einem schönen Platz in der Nähe von Maidenhead mit einem Garten, der nach dem Fluß zu abfällt, wie der, von dem Du so eben gesprochen hast, nur daß er von sehr bedeutender Ausdehnung ist. Du weißt, wie oft ich Dich eingeladen habe, mit mir hinauszufahren und wie immer etwas dazwischen kam, was Dich abgehalten hat.“

„Ja, ich erinnere mich. Verlaß Dich darauf, ich werde die nächste Einladung annehmen, komme, was da will. Aber ich kann nicht sagen, daß mir diese Art von Liebschaft besonders zusagt und daß ich sie Deiner würdig erachte, John.“

„Mein lieber Gilbert, wenn ein Mensch mit Schulden beladen und von Natur aus träg ist, so darf man sich nicht wundern, wenn er in Bezug auf die Mittel, die sich ihm zu seinem Fortkommen im

Leben darbieten, gewissen liberalen Ansichten huldigt. Aber hier ist von keiner Liebschaft die Rede, nicht einmal von etwas, was einer solchen ähnlich ist — dies darfst Du mir glauben. Mrs. Branston weiß, daß ich sie hochschätze und bewundere. Sie weiß dasselbe von jedem Manne, der nach Rivercombe kommt, denn es giebt deren genug, die geneigt sind, mir den Preis streitig zu machen. Aber ich glaube, daß sie mich lieber sieht, als irgend einen Andern und daß alle Aussichten zu meinen Gunsten sprechen. Noch ist zwischen uns kein einziges Wort gefallen, das der alte Branston selbst nicht hören dürfte. Daß Adela nach seinem Tode wieder heirathen wird, darüber kann er sich, wenn er kein Thor ist, kaum eine Illusion machen."

„Ist sie hübsch?"

„Sehr hübsch, aber in einem kindlichen Styl mit blauen Augen und hellem Haar. Sie ist nicht mein Ideal unter den Frauen, aber kein Mann heirathet je sein Ideal. Der Mann, der auf Augen so schwarz wie eine stürmische Mitternacht und auf Rabenhaar geschworen hat, heirathet gewöhnlich die fadeste Blondine und der Anbeter von goldenen Locken nimmt eine kraushaarige Westindierin mit einer unverkennbar vom Theerpinsel herrührenden Farbe. Wann willst Du mit nach Rivercombe gehen?"

„Wann Du willst.“

„Der Nabob ist die Gastlichkeit selbst und wird erfreut sein, Dich zu sehen, d. h. wenn er bei Deinem Besuch außer Bett sein kann. Ich glaube, es ist am künftigen Samstag Abend eine Art Bootrennen dort. Wird Dir das anstehen?“

„Ganz gut.“

„Dann können wir uns auf dem Bahnhof treffen. Es geht ein Zug um 2 Uhr 15 Minuten, doch hoffe ich, daß wir uns vorher noch sehen werden. Ich weiß, daß ich zu einer Stunde, wie diese, Dich im Geschäfte störe. Willst Du heute Abend um sieben Uhr mit mir in den Payr speisen? Ich werde Dir dann auch sagen können, wie ich mit Levison zurecht gekommen bin.“

„Mit Vergnügen.“

Und so trennten sie sich — Gilbert Fenton, um zu seinem Briefschreiben zurückzukehren, während John Saltram auf seinem Wege zu dem Geldverleiher langsam durch die Straßen schlenderte.

Sie speisten diesen Abend sehr angenehm mit einander. Mr. Levison hatte sich gefügig gezeigt und John Saltram war in der besten Laune, fast lärmend fröhlich, mit der Heiterkeit eines Mannes, dessen Leben aus schnellen Uebergängen von Fröhlichkeit zum Trübsinn, aus langen Zwischenräumen von Nieder=

geschlagenheit und kurzen Sonnenblicken von Vergnügen besteht. Es war der sorglose Humor eines Mannes, bei dem Nachdenken Sorge bedeutet und der kein höheres Streben kannte, als den langsamen Gang der Zeit durch solche Abende wie dieser zu beschleunigen.

Sie trafen sich am folgenden Sonnabend auf der Great-Western-Station, John Saltram noch immer in der besten Laune und Gilbert Fenton im Stillen glücklich. Die heutige Morgenpost hatte ihm seinen ersten Brief von Marian gebracht, ein unschuldiges Mädchenschreiben, das für Gilbert so köstlich war, als wäre es ein Meisterwerk des berühmtesten Schriftstellers gewesen. Was konnte sie ihm zu sagen haben? Sehr wenig. Der Brief war voll von Dankbarkeit für die ihr erwiesenen Aufmerksamkeiten, für die kleinen Liebesgeschenke, die er ihr gesendet hatte — die Bücher, die Musik, die Bänder, die Handschuhe, in deren Einkauf er so viel neues Vergnügen gefunden.

Er hatte den Brief in der Tasche, als er John Saltram auf dem Bahnhof traf, und er unterhielt diesen Herrn während der Fahrt mit einzelnen Stellen daraus, welche Mr. Saltram mit einer sehr unbestimmten Idee von der Schreiberin geduldig anhörte.

„Ich fürchte,“ dachte er, „sie ist nichts weiter als eine Puppe, die blos ihre Schönheit zur Empfeh-

lung hat. Dieses wundervolle Geschenk der Schönheit übt eine solche Macht aus, daß selbst der gescheidteste Mann mitunter durch den Zauber derselben verführt wird."

Zu Maidenhead mietheten sie einen Wagen und fuhren auf einem angenehmen Weg noch eine Meile weit, bis sie an die Thore von Rivercombe gelangten. Es war ein niedriges einzelstehendes Gebäude mit Veranda, welche mit blühenden Schlingpflanzen überzogen waren und mit unzähligen Fenstern. Die Gärten konnten als wahre Muster gelten, da sie mit den glänzenden Erzeugnissen der modernen Gartenkunst schattige Laubgänge und alte auf den weiten saftigen Rasenplätzen zerstreute Waldbäume von großer Schönheit in sich vereinigten. Ihre größte Herrlichkeit aber war der blaue Fluß, der nach Westen ihre Grenze bildete und mit seinem fröhlichen Murmeln während der Sommertage eine beständige Musik machte.

Es war bereits eine ziemlich bedeutende Gesellschaft im Garten versammelt, als John Saltram und sein Freund in das hübsche Empfangzimmer gewiesen wurden. Der fröhliche Ton der Croquetbälle ließ sich vor den Fenstern vernehmen und eine kleine Flotte von Nachen wiegte sich, vom Hause aus sichtbar, am Landungsplatz.

Mrs. Branston kam aus dem Garten herein, um sie zu bewillkommnen. Sie sah in einem kleinen weißen Basthut mit einer Scharlachfeder und einem blaßgrauen seidenen Kleid sehr hübsch aus. Sie war eine kleine schlanke Frau mit einem glänzenden Teint, lockigem blonden Haare und unschuldigen blauen Augen.

Sie sprach ihre Freude darüber aus, Gilbert Fenton zu sehen.

„Ich habe bereits so viel von Ihnen gehört,“ sagte sie. „Mr. Saltram wird nie müde, Sie zu loben. Ich glaube, er liebt Sie mehr, als irgend etwas in der Welt.“

„Ich habe nicht viel zu lieben in der Welt,“ antwortete John Saltram, „und Gilbert ist ein alter erprobter Freund.“

Ein sentimentabler Ausdruck überflog das mädchenhafte Gesicht von Mrs. Branston und sie stieß einen leichten Seufzer aus.

„Ich bedaure, daß Sie meinen Gatten heut nicht sehen werden,“ sagte sie nach einer kurzen Pause, „er hat heute einen seiner schlimmen Tage.“

Die beiden Herren sprachen ihr Beileid aus und dann gingen sie mit Mrs. Branston in den Garten hinaus und schlossen sich der Gruppe an, welche am Ufer des Flusses auf den Beginn des Bootrennens

wartete. Gilbert fand einige Bekannte, mit denen er plauderte, während Adela Branston und John Saltram wie durch Zufall nach einem von den Uebrigen etwas entfernten Sitz schlenderten und sich dort niederließen, indem sie auf eine vertrauliche Weise mit einander plauderten, was zwar keine wirkliche Liebelei sein mochte, aber in den Augen des uneingeweihten Beobachters so aussah.

Die Boote schossen endlich vorüber und es herrschte die gewöhnliche Aufregung unter den Zuschauern; aber es schien Gilbert, als ob Mrs. Branston mehr Interesse in John Saltrams Unterhaltung finde, als in dem Wettkampf. Es ist möglich, daß sie schon zu viele solche Kämpfe gesehen hatte, als daß sie sich viel um das Resultat dieses einen bekümmerte. Sie blickte kaum empor, als die Boote vorüber schossen, sondern saß da, ihre kleinen Hände auf ihrem Knie gefaltet und ihr Gesicht John Saltram zugewendet.

Um sieben Uhr begab sich die ganze Gesellschaft in's Haus, wo sie ein reichliches Mahl, mit Champagner, Punsch und dgl. erwartete. Mrs. Branston war als Wirthin sehr populär. Sie verstand es, angenehme Leute um sich zu versammeln — Journalisten, Musiker, aufstrebende Maler und hübsche Mädchen, die singen oder gut spielen konnten und eine glänzende Unterhaltung führten. Unbedeutende Men-

schen aller Art fanden bei ihr keine Gnade und sie besaß eine sehr gute Art und Weise, sich derselben zu entledigen.

Daß diese, unsere irdische Existenz nicht die Bestimmung hat, bloßes Vergnügen zu sein, war eine Idee, mit der sich Adela Branston noch niemals den Kopf zerbrochen hatte. Sie war von dem Beginn ihres kurzen Lebens an von Jedermann verzärtelt und verzogen, und später unmittelbar der leichtsinnigen Laufbahn eines Schulmädchens als Michael Branstons Frau zu einer Stellung von Reichthum und Unabhängigkeit erhoben worden, in dem vollen Glauben, daß sie dadurch, daß sie das Opfer brachte, einen Mann zu heirathen, der vierzig Jahre älter war als sie, das Recht erlange, für den Rest ihres Lebens jede Laune ihres kindischen Gemüths zu befriedigen. Sie war in einer angenehmen unbewußten Weise ungemein selbstsüchtig und hielt sich für eine häusliche Märtyrin, wenn sie einmal eine Stunde in dem Krankenzimmer ihres Gatten verweilte, seine Klagen über den Zustand seiner Gesundheit anhörend, oder ihm einen Artikel aus den Zeitungen vorlesend.

Der Rest des Abends verging sehr angenehm unter Musiciren und Plaudern. Adela Branston saß in der Mitte einer Gruppe und obschon John Saltram in der Nähe ihres Stuhles stand, so nahm er

doch diesmal nicht ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ein wenig vor zehn Uhr fand ein allgemeiner Aufbruch nach dem Bahnhofe statt, um den letzten Londoner Zug nicht zu verfehlen. Da es an Miethfuhrwerken fehlte, gingen John Saltram und Gilbert Fenton im Mondschein zu Fuß nach der Station.

„Nun, Gilbert, alter Bursche, was hältst Du von der Dame?“ fragte Mr. Saltram, als sie in einiger Entfernung von Rivercombe waren.

„Ich halte sie für sehr hübsch, Jack, und im Ganzen genommen, für bezaubernd. Aber mir will das Aussehen der Sache nicht recht gefallen und ich halte es für einen sehr schlechten Geschmack, Gesellschaften zu geben, wenn ein kranker Gatte im Hause ist. Ich wundere mich nur, wie Mr. Branston all diesen Lärm, der durch das Gelächter, das laute Reden, und die Musik hervorgebracht wird, ertragen kann.“

„Mein lieber Junge, der alte Branston hat Vergnügen an der Gesellschaft. Er ist gewöhnlich wohl genug, um im Besuchszimmer zu sitzen und sich die Gesellschaft seiner Frau anzusehen. Er redet nicht viel bei dieser Gelegenheit. Ich glaube überhaupt, daß er nicht fähig ist, über etwas Anderes zu sprechen, als über die indischen Papiere und über das Fallen und Steigen des Indigos. Und wie Du weißt, heirathete

ihn Adela, um ihr Leben zu genießen. Sie sagt das selbst mit vollkommener Offenheit."

„Sie scheint mir sehr offenherzig und ebenso leicht zu sein," sagte Gilbert Fenton, welcher geneigt war, sich gegen dieses Verhältniß seines Freundes aufzulehnen.

„Nun — ja, ich denke, sie ist ziemlich leicht. Diese hübschen, angenehmen, kleinen Frauen sind es, wie ich glaube, gewöhnlich. Tiefe des Gefühls und Geisteskraft trifft man häufiger bei blauen Brillen und runzlichen Gesichtern. Die Schönheit einer Frau muß auch für etwas gelten. Es liegt so viel wirkliches Vergnügen in der Betrachtung eines hübschen Gesichts, daß ein Mann in Bezug auf die geistigen Eigenschaften etwas nachsichtig sein muß. Und ich glaube nicht, daß Adela Branston ohne Herz ist."

„Du preist sie sehr warm. Bist Du wirklich verliebt in sie, John?" fragte sein Freund in ernstem Tone.

„Nein, Gilbert. Ich wünschte herzlich, ich wäre es. Ich wünschte, ich könnte ihr mehr geben, wenn der Tod sie von Michael Branston erlöst, als die Art Neigung, die ich für sie fühle. Nein, ich liebe sie nicht, aber ich glaube, daß sie mich liebt und ein Mann muß etwas mehr als roh sein, wenn er nicht dankbar für die Auszeichnung eines hübschen Weibes ist."

Sie sagten nichts mehr über Mrs. Branston. Gilbert hatte eine starke Abneigung gegen die Sache,

aber er wollte nicht das Amt eines Mentors gegen einen Freund übernehmen, dessen Willen, wie er wußte, weit stärker war als der seinige und dessen auf einen überlegeneren Geist gegründeten Herrschaft er sich in den meisten Dingen hatte unterwerfen müssen. Es berührte ihn aber etwas unangenehm, zu finden, daß John Saltram fähig war, eine gewinnsüchtige Heirath einzugehen, noch dazu, da sie sich auf die Erwartung gründete, in die Schuhe des jetzigen Gatten zu treten; aber sein Herz ließ sich nicht leicht von dem Freunde seiner Jugend abwenden und er fand auch bald Entschuldigungen für dessen Benehmen, das er mißbilligte.

Fünftes Capitel.

Friedliche Tage.

Es war in den ersten Tagen Septembers, als Gilbert Fenton nach Lidford zurückging und seine Wohnung wieder in dem luftigen Zimmer nahm, das im Hause seiner Schwester für ihn bereit stand. Er hatte sich während der Zwischenzeit seit seinem letzten Besuch mit großer Ausdauer den Geschäften gewidmet; aber die Zeit war ihm sehr lang geworden und er hatte sich für eine Art Märtyrer des Comptoirs gehalten. Seine Angelegenheiten waren in den letzten Wochen nicht ganz frei von Unannehmlichkeiten gewesen. Es waren Schwierigkeiten in der Leitung der australischen Geschäftsbranche entstanden, die unter der Aufsicht eines Vetters von Gilbert stand. Dieser Herr hatte Firmen Credit gegeben, die zusammenbrachen, noch ehe die auf sie gezogenen Wechsel fällig waren. Gilbert war indeß reich genug, um diese Verluste verschmerzen zu können und er versöhnte sich mit denselben, so gut er konnte, indem er Sorge trug,

seinem australischen Geschäftstheilnehmer die bestimmte Weisung zu senden, in der Folge mit mehr Klugheit zu Werke zu gehen.

Die Unruhe, die diese Sache hervorgerufen hatte, lastete noch immer auf ihm, als er nach Lidford ging; er hoffte aber, daß Marian Nowells Gegenwart alle Sorgen verscheuchen werde.

Er fühlte sich denn auch wirklich in ihrer Gesellschaft vollkommen glücklich. Er wurde durch keine Zweifel in Betreff ihrer Neigung für ihn, durch keine Ungewißheit in Betreff einer frohen Zukunft beunruhigt. Ihr Benehmen erschien ihm so, wie er es unter den bestehenden Verhältnissen nur wünschen konnte. Das unschuldige Vertrauen in sein überlegenes Urtheil, die kindliche Unterwerfung unter seinen Willen, die Marian bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, waren ebenso schmeichelhaft als angenehm. Auch wurde sie es nie müde, die Reden ihres Geliebten über die Zukunft anzuhören, von der er so gern sprach. Kein Schatten von Zweifel wurde in ihrem Gesicht wahrnehmbar, wenn er des heitern Glücks erwähnte, das sie nach ihrer Vereinigung finden würden. Er war der Erste, der jemals von diesen Dingen mit ihr gesprochen hatte und sie hörte ihm mit der ganzen Naivetät und Frische ihrer Empfindung zu.

Die Zeit hatte Isabella Lister mit der Wahl ihres Bruders ausgesöhnt und sie ließ sich nun herab, die Liebenden mit ihrem Lächeln zu beglücken. Gilbert war zu stolz gewesen, ihre Gunst zu erflehen; aber er war erfreut, als seine Schwester sich gütig und wohlwollend gegen das Mädchen zeigte, das er so innig liebte. Während seines zweiten Besuchs kam deshalb Marian sehr oft nach Lidford House, zuweilen in Begleitung ihres Onkels, zuweilen allein und zwischen der ältern und jüngeren Dame herrschte eine vollständige Harmonie.

Den Fasanen auf Martin Listers Gut that Gilberts Flinte wenig Schaden, da er es angenehmer fand, seine Zeit in der Gesellschaft Marians hinzubringen. Es läßt sich nicht viel von den Stunden sagen, welche diese beiden so glücklich mit einander hinbrachten. Es war eine unschuldige nutzlose Anwendung der Zeit, die wenig Spuren zurückließ, ausgenommen in dem Herzen des Einen von ihnen. Gilbert wunderte sich über sich selbst, wenn er in Augenblicken ruhiger Ueberlegung an die müßig zugebrachten Tage dachte, indem er sich erinnerte, was für ein thätiger Geschäftsmann er sonst gewesen und wie sehr er noch vor wenigen Monaten einem Andern ein solches Leben verargt haben würde.

„Nun,“ sagte er mit einem glücklichen Lächeln zu sich, „ein Mann kann ein solches Fieber nur einmal

in seinem Leben bekommen und es ist nur klug von ihm, sich ganz dem göttlichen Wahnsinn hinzugeben. Ich werde später keine Entschuldigung mehr für die Vernachlässigung der Geschäfte haben, wenn meine kleine Frau und ich für den Rest unserer Tage beisammen sind. Ich will ihren Geliebten spielen, so lange ich kann. Werde ich jemals weniger als ihr Geliebter sein? Wird die Ehe, oder die Gewohnheit, oder die Gewißheit, daß wir einander angehören, die Poesie aus unsern Leben verdrängen? Ich glaube nicht; ich glaube vielmehr, daß mir Marian stets das sein muß, was sie mir von Anfang an erschien — etwas Besseres und Schöneres als die gewöhnlichen Dinge des Lebens.

Die Gewohnheit, welche Marian Nowell dem jungen Manne jeden Tag theurer machte, hatte sie nach und nach mit seiner Stellung als ihr künftiger Gatte vertraut gemacht. Sie war nicht mehr überrascht, oder unangenehm berührt, wenn er um Abkürzung ihres Brautstands und um die baldige Verwirklichung jener utopischen Häuslichkeit bat, die sie zusammen führen sollten. Das Bewußtsein, daß diese Heirath ihrem Onkel Freude mache, würde sie damit versöhnt haben, selbst wenn sie Gilbert Fenton nicht geliebt hätte. Und sie sagte sich, daß sie ihn liebe, oder sie stellte sich vielmehr die Frage, ob sie so

undankbar sein könne, einen Mann nicht zu lieben, der ihr mit so uneigennütziger Neigung zugethan sei.

Es wurde endlich nach ziemlich langen, aber angenehmen Verhandlungen beschlossen, daß die Hochzeit im nächsten Frühjahr, spätestens im April, stattfinden solle. Selbst das dünkte Gilbert als ein langer Aufschub, aber er unterwarf sich ihm, weil er darin ein unvermeidliches Zugeständniß an den höheren Instinct seiner Braut erblickte, der so gut mit Mrs. Listers Ideen von Klugheit und Anstand harmonirte. Es war auch ein passendes Haus zu beschaffen, in das er seine junge Frau nach dem Honigmond einführen konnte und da er zu London keine weibliche Verwandte hatte, welche die Ausstattung dieses irdischen Paradieses für ihn besorgen konnte, so fühlte er, daß dieses Geschäft auf ihn selbst zurückfallen und daß die Ausführung desselben Zeit erfordern werde.

Capitain Sedgewick versprach, Marian im Oktober auf einige Wochen nach der Hauptstadt zu bringen, damit sie ihrem Geliebten in dem angenehmen Geschäft der Hausjagd beistehe. Sie sah diesem Besuch mit kindischem Vergnügen entgegen. Ihr Leben zu Lidford war zwar ganz glücklich gewesen; aber es war eine einförmige Art von Glück und die Aussicht, daß sie in der langweiligsten Jahreszeit nach London gehen solle, hatte etwas Reizendes für sie.

Das Wetter war im September ganz besonders schön und die Liebenden machten weite Ausflüge in der Umgegend von Lidford, zuweilen allein, öfters aber in Gesellschaft des Capitains, der, obschon er früher eine oder zwei Kugeln in den Beinen gehabt hatte, ein tüchtiger Fußgänger war.

Eines Nachmittags, als Gilbert etwa zwei Wochen in Lidford gewesen war, traten alle drei ohne besondere Bestimmung einen Spaziergang an. Sie wollten blos das schöne Wetter und die liebliche Landschaft genießen. Der Capitain wählte ihren Weg, wie er es bei diesen Gelegenheiten immer that und unter seiner Leitung folgten sie eine Zeit lang dem Flußufer und wendeten sich dann seitwärts in ein Gehölz, wo Gilbert Fenton noch nie gewesen war. Er sagte dies mit einem Ausdruck von Ueberraschung über die Schönheit des Platzes, wo die Farrnkräuter unter riesigen Eichen und Buchen hoch emporwuchsen und wo der moosige Grund plötzlich nach einem stillen See abfiel, auf dessen Spiegel das Sonnenlicht durch das dichte Laubwerk spielte.

„Was, waren Sie niemals hier?“ rief der Capitain, „dann haben Sie wahrscheinlich auch Heatherly nicht gesehen?“

„Niemals. Ist das nicht Sir David Forsters Eigenthum?“ fragte Gilbert, sich des Versprechens von John Saltram erinnernd.

Er hatte nach jenem Besuch in Rivercombe sehr wenig von seinem Freund gesehen und Mr. Saltrams Versprechen, herunterzukommen, um sich Marian vorstellen zu lassen, halb vergessen.

„Es ist einiger Maßen eine Merkwürdigkeit," sagte der Capitain, „und man thut sich in dieser Gegend etwas darauf zu gut. Es sind einige sehr gute Gemälde von englischen und niederländischen Meistern dort. Sie sollten Heatherly jedenfalls sehen. Wollen wir diesen Nachmittag hingehen?"

„Ist es weit von hier?"

„Nicht vielmehr als eine Meile. Dieses Holz stößt an den Park an und das Thor desselben ist immer offen. Wir können keinen Fehlgang thun und ich kenne Sir David hinlänglich, um ihn zu ersuchen, uns die Bilder sehen zu lassen."

„Es wäre mir sehr angenehm," sagte Gilbert eifrig. „Mein Freund, John Saltram, kennt diesen David Forster und er sagt, er werde um diese Zeit in Heatherly sein. Ich hatte dies ganz vergessen."

„Ich wundere mich, daß Sie etwas vergessen sollten, was Mr. Saltram betrifft," sagte Marian, „diesen Mr. Saltram, an den Sie so viel denken. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie begierig ich bin, zu sehen, was für eine Person er ist — nicht hübsch, wie Sie selbst zugestanden haben."

„Ja, Marian, ich muß das einräumen. Es giebt sogar Leute, die John Saltram häßlich nennen. Aber sein Gesicht ist kein gewöhnliches. Es ist ein stark markirtes mit einer dunkeln Farbe, aber die Augen sind sehr schön und in dem ganzen Antlitz liegt ein Ausdruck und eine Kraft, die nach meiner Ansicht besser als Schönheit sind.“

„Und ich glaube, Sie haben zugegeben, daß Mr. Saltram nicht die angenehmste Person in der Welt ist.“

„Nein, er ist nicht das, was man eine sehr angenehme Person nennen könnte. Und doch übt er einen bedeutenden Einfluß auf die Menschen aus, die er kennt, ohne viele seiner Freundschaft zu würdigen. Er ist sehr gescheidt, kein glänzender Sprecher, außer bei seltenen Gelegenheiten, wenn er seiner Kraft den vollen Schwung geben will. Er strebt nicht nach gesellschaftlichem Erfolg, aber er ist ein Mann, der mehr über jeden Gegenstand zu wissen scheint, als die meisten Männer seiner Umgebung. Ich zweifle, ob er jemals als Advokat Erfolg haben wird. Er besitzt zu wenig Ausdauer und Stätigkeit und führt ein so unordentliches und flüchtiges Leben; aber er hat sich bereits in der Literatur einen Namen gemacht und ich glaube, er könnte ein großer Mann werden, wenn er wollte. Ob er aber jemals will, ist eine zweifelhafte Frage.“

„Dennoch muß er, wie ich fürchte, eine sehr ausschweifende, gefährliche Person sein.“

„Nun ja, er ist zuweilen Anfällen von Ausschweifung ausgesetzt; aber sie dauern nicht lange und sie scheinen nicht die geringste Wirkung auf seine herkulische Constitution auszuüben. Es giebt wenige Männer, die John Saltram nicht unter den Tisch trinken kann und doch trinken im Allgemeinen wenige Männer so wenig als er. Im Kartenspiel ist er ebenso stark und Meister in allen Spielen. Er besitzt eine wundervolle Selbstbeherrschung, wenn er sie ausüben will. Er kann drei Wochen lang jede Nacht sechs oder sieben Stunden spielen und dann sechs Monate keine Karte anrühren. Der arme alte John," sagte Gilbert Fenton mit einem Seufzer, „unter glücklichen Umständen möchte er ein so trefflicher Mensch sein."

„Aber ich fürchte, er ist ein gefährlicher Freund für Sie, Gilbert," rief Marian, erschrocken über diesen Einblick in ein Junggesellenleben.

„Nein, meine Liebe, ich habe niemals seine wilden Vergnügungen getheilt. Er hat einige auserlesene Gesellen, mit denen er sich bei solchen Gelegenheiten zusammenthut, und ich glaube, dieser Sir David Forster ist einer von ihnen."

„Sir David steht in dem Ruf in London ein sehr wildes Leben zu führen," sagte der Capitain, „und jeden Herbst eine sehr ausgelassene Gesellschaft hierher zu bringen. Die Dinge sind nicht gut mit ihm

gegangen. Seine junge Frau, die sehr schön war, starb wenige Monate nach der Geburt ihres ersten Kindes in Folge eines Sturzes von ihrem Pferd. Das Kind starb ebenfalls und der doppelte Verlust richtete Sir David zu Grunde. Er hatte sonst den größten Theil seines Lebens zu Heatherly zugebracht, und er war unter dem Landvolk sehr beliebt; aber seit jener Zeit vermeidet er den Platz, ausgenommen in der Jagdsaison."

Sie hatten nunmehr das kleine Thor erreicht, das von dem Gehölz in den Park führte. Es war kein großer Unterschied in dem Anblick der Waldscene diesseits und jenseits der Umzäunung. Sir Davids Besitzung war in den letzten Jahren sehr vernachlässigt worden, und Buschwerk und Brombeeren wuchsen dicht unter den schönen alten Bäumen, die glücklicher Weise durch die Verschwendung ihres Eigenthümers noch nicht gelitten hatten.

Eine Zeitlang gingen Capitain Sedgewick und seine Begleiter auf dem Fußpfad unter dem Laubdache der Bäume fort und dann kamen sie auf einen sehr ausgedehnten Rasenplatz heraus, über den sie eine vollkommene Aussicht auf die breite Front des alten Hauses hatten. Es war ein viereckiges Gebäude, das ursprünglich im Style des Zeitalters der Königin Elisabeth aufgeführt, aber vielfach modernisirt war und dadurch keineswegs gewonnen hatte.

Capitain Sedgewick zog eine Glocke, die neben der großen mit einem Portikus versehenen Thüre hing, worauf ein schläfrig aussehender Mann erschien, der dem Capitain mittheilte, daß Sir David zwar in Heatherly anwesend, aber in diesem Augenblick mit seinen Freunden auf der Jagd sei. Unterdeß erbot sich der Mann, der Gesellschaft das Haus zu zeigen.

Gilbert Fenton fragte nach John Saltram.

„Ja, Mr. Saltram war vor zwei Tagen zu Heatherly eingetroffen."

Sie gingen durch die Staatszimmer und betrachteten die Bilder, die wirklich so gut waren, als sie der Capitain dargestellt hatte. Die Beschauung derselben nahm etwas mehr als eine Stunde in Anspruch und sie waren eben im Begriff, sich zu entfernen, als sich in der Halle der Ton von männlichen Stimmen laut vernehmen ließ und ihr Führer ihnen mittheilte, daß Sir David und seine Freunde zurückgekehrt seien.

Es waren nur zwei Gentlemen in der Halle, als die Gesellschaft dieses geräumige Gemach mit Marmorfußboden betrat. Einer von diesen beiden war Sir David Forster, ein wohlbeleibter Mann mit blühender Gesichtsfarbe. Der andere war John Saltram, der in einer der tiefen Fensternischen saß und seinen Hinterlader untersuchte. Das volle Licht des Abendhimmels

fiel auf sein dunkles Gesicht mit einem Rembrand-artigen Effect.

Ein einziger Blick sagte Marian Nowell, wer dieser Mann war. Dieses ausdruckvolle Gesicht mit seinen unergründlichen Augen und seinem gedankenvollen Mund, zwar nicht so, wie sie sich in ihrer Einbildung vorgestellt hatte, als ihr Gilber Fenton seinen Freund beschrieb, aber sie fühlte, daß der Fremde in dem Fenster kein anderer als John Saltram sein könne. Er erhob sich und setzte sein Gewehr ruhig nieder, abwartend, bis Capitain Sedgewick Gilbert dem Baronet vorgestellt hatte. Dann trat er vor, schüttelte seinem Freunde die Hand und wurde darauf der Miß Nowell und ihrem Onkel vorgestellt.

Sir David war voll Zuvorkommenheit und Gastlichkeit und bestand darauf, Gilbert und Miß Nowell einige Bilder im Billardsaal und in seinem Privatzimmer, wo gewöhnliche Besucher nicht zugelassen wurden, zu zeigen.

Sie gingen langsam durch diese Gemächer, indem Sir David sich besondere Mühe gab, Gilbert die Perlen seiner Sammlung zu zeigen, während John Saltram für Marian den Cicerone machte.

Er war begierig, zu entdecken, was an diesem Mädchen eigentlich sei, ob es wirklich nur seine

Schönheit zur Empfehlung habe, oder ob es in der nüchternen Wirklichkeit das vollendete Wesen sei, für das es Gilbert Fenton ansah.

Der erste Blick überzeugte schon John Saltram, daß sich Gilbert in Bezug auf Schönheit keiner verliebten Uebertreibung hatte zu Schulden kommen lassen. Marian war wirklich eine Schönheit. In ihrem Gesicht lag ein eigenthümlicher Reiz, der nicht blos in der Regelmäßigkeit der Züge seinen Grund hatte, eine Schönheit, die zugleich das Entzücken und die Verzweiflung eines Malers ausmachen würde; so passend würde der Gegenstand für seinen Pinsel sein, und so schwierig, denselben in seiner Vollkommenheit wieder zu geben.

John Saltram beobachtete Marians Gesicht nachdenklich, während er mit ihr sprach, besonders so lange sie die Bilder betrachteten und noch ehe die Besichtigung dieser Kunstwerke zu Ende war, mußte er sich bekennen, daß sie eben so intelligent als schön sei. Nicht daß sie etwas besonders Glänzendes gesagt oder über die alten niederländischen Meister ein treffendes Urtheil abgegeben hätte; aber sie besaß jene reizende, kindliche Fähigkeit, Belehrung von einem höheren Verstande anzunehmen und jene vollkommene und schnelle Fassungskraft, die Unterhaltung eines gescheidten Mannes zu würdigen — Eigenschaften, die das stärkere Geschlecht an einer

hübschen Frau so hoch zu schätzen weiß. Anfangs war sie ein wenig schüchtern und zurückhaltend in ihrem Gespräch mit John Saltram gewesen. Die Mittheilungen ihres Geliebten über diesen Mann hatten ihr keine hohe Meinung über seinen Charakter eingeflößt und sie war sehr geneigt, ihn für eine gefährliche Person zu halten, die der böse Genius von Gilbert werden könnte. Aber welches auch ihre Ansicht in dieser Beziehung blieb, ihre Zurückhaltung verschwand sehr bald vor John Saltrams geistvollem Gespräche und kindlichem versöhnenden Benehmen. Er hatte sich vorgenommen zu gefallen und er that dies selten, ohne daß es ihm gelang.

„Ich wünsche, daß Sie von mir gewisser Maßen wie von einem Bruder denken, Miß Rowell," sagte er im Laufe ihres Gesprächs. „Gilbert und ich sind in den letzten zwölf Jahren unseres Lebens wie Brüder gegen einander gewesen und es würde ein hartes Ding für einen von uns wenigstens sein, wenn unsere Freundschaft jemals sich mindern sollte. Ich werde die Discretion selbst sein und Sie werden sehen, daß ich Gilberts veränderte Stellung zu achten weiß, aber ich wünsche ihn nicht zu verlieren, und ich kann Sie nicht für fähig halten, dem alten Freund ihres Gatten feindlich gegenüber zu treten."

Marian erröthete ein wenig bei der Erinnerung, daß sie erst vor einer oder zwei Stunden seine Freundschaft für gefährlich gehalten und geglaubt hatte, daß es für Gilbert gut sein würde, wenn John Saltrams Einfluß über ihn in Zukunft einiger Maßen vermindert würde.

„Ich glaube nicht, daß ich jemals die Macht haben werde, Gilberts Rücksicht für Sie zu schwächen, Mr. Saltram, selbst wenn ich geneigt wäre, es zu thun,“ sagte sie.

„O ja! Ihre Macht über ihn wird unbegrenzt sein, verlassen Sie sich darauf; aber jetzt, wo ich Sie gesehn habe, glaube ich, daß Sie von derselben nur einen klugen Gebrauch machen werden.“

Marian schüttelte fröhlich lachend den Kopf.

„Ich bin weit besser geeignet beherrscht zu werden, als zu herrschen,“ sagte sie. „Ich bin vollkommen unerfahren in der Welt und Mr. Fenton ist mir in jeder Beziehung überlegen.“

„Ihnen überlegen in Jahren, das weiß ich, aber in was sonst noch?“

„In jeder Beziehung: an Verstand und Urtheil sowohl als an Kenntniß der Welt. Sie können sich nicht denken, was für ein ruhiges, einförmiges Leben ich geführt habe.“

„Ihr Verstand ist, wie ich glaube, deshalb um so klarer, weil er nicht durch die engherzigen und kleinlichen Einflüsse des Lebens irregeleitet worden ist.“

Ehe sie das Haus verließen, mußten Gilbert und der Capitain versprechen, am folgenden Tage zu Heatherly zu speisen, zum großen Mißvergnügen des ersteren, der dadurch einen Abend in Marians Gesellschaft verlor. Capitain Sedgewick ersuchte John Saltram, einen Tag zu bestimmen, wo er bei ihm speisen wollte und Gilbert lud ihn zum Besuch in Lidford House ein.

Als diese Dinge in Ordnung waren, traten sie ihren Rückweg an, begleitet von John Saltram, der bis zum Gehölze mitgehen wollte, aber sie erst an der Gartenthür des Capitains verließ. Die Unterhaltung auf dem Rückwege war allgemein und es fehlte ihnen nicht an Stoff zum Gespräch, während sie unter den Bäumen langsam dahinschritten. Als Marian und ihr Onkel in das Haus gegangen waren, blieb Gilbert außen stehen. Er war begierig, aus dem Munde seines Freundes das Lob des Mädchens zu hören, das er so sehr liebte.

„Nun, John?“ fragte er.

„Nun, lieber alter Junge, sie ist Alles, was schön und reizend ist und ich kann Dir zu Deiner Wahl nur Glück wünschen.“

„Und glaubst Du, daß sie mich liebt, Jack?"

„Ob ich denke, daß sie Dich liebt? Wie, Gil, das ist doch gewiß keine Frage, über die Du das Urtheil eines andern Mannes bedarfst."

„Natürlich nicht; aber man wird niemals müde, in dieser Beziehung eine Zusicherung zu vernehmen. Und Du konntest aus der Art, wie sie von mir sprach, abnehmen —"

„Sie sprach von Dir in der schmeichelhaftesten Weise. Sie scheint Dich in der That für ein höheres Wesen zu halten."

„Das liebe Mädchen! Sie ist so gut und so einfachen Sinnes. Weißt Du, Jack, daß ich das Gefühl habe, als könnte ich der Vorsehung niemals genug für das Glück dankbar sein, daß ich einen solchen Engel gewonnen habe."

„Nun, Du hast allerdings Ursache, Dich als einen sehr glücklichen Burschen zu betrachten, aber ich zweifle, ob irgend ein Mann sein gutes Glück jemals besser verdient hat als Du, Gilbert. Und nun Adieu! Es ist schon sehr spät und ich werde kaum zur rechten Zeit nach Hause kommen, um für das Diner meinen Anzug zu wechseln. Wir weihen alle unsere Abende der frommen Uebung des Billards, des Whists, oder des Landsknechts. Vergiß nicht Deine morgige Einladung. Gute Nacht."

Der Capitain und Gilbert brachten in Folge der Einladung einen sehr angenehmen Abend in Heatherly zu. Sir Davids Gäste bestanden aus einem Major Foljambe, einem ältlichen Mann, der eine lange Dienstzeit in Indien hinter sich hatte, einem Mr. Harker, der im kirchlichen Dienst gewesen war und ihn verlassen hatte, weil er seinen Geschmack nicht zusagte, einem Mr. Windus Karr, einem Westend-Advokaten, der eine große Praxis von seinem Vater geerbt hatte und seine Talente dem Genusse des Lebens widmete, seine Clienten seinem Geschäftstheilnehmer, einem sehr gesetzten Herrn mit einer Glatze und einem unerschöpflichen Fleiße, überlassend, und endlich John Saltram, der mehr Einfluß über David Forster besaß, als irgend ein Mensch in der Welt.

Sechstes Capitel.

Verbannungsurtheil.

Nach dem Diner zu Heatherly kam John Saltram häufig nach dem kleinen Hause. Die Leute, die in diesem Jahre bei Sir David verweilten, seien für ihn ohne alles Interesse, sagte er zu Fenton und er verließ die Jagdpartie einen Morgen nach dem andern, um mit Gilbert und Marian entweder eine Spazierfahrt auf dem Fluß zu machen, oder die sonnigen Stunden auf dem Rasenplatze des kleinen Gartens hinzubringen, den Reden der beiden Andern lauschend und in schläferiger Weise zuweilen ein Wort dazwischensprechend, während er in ihrer Nähe auf dem Rasen ausgestreckt lag, mit den Armen unter seinem Kopf gekreuzt zum Himmel emporblickend.

Er sprach eines Tags, wo Gilbert zu Hause bleiben und Briefe schreiben wollte, zu Lidford House vor und wurde sofort von seinem Freunde den Listers vorgestellt, die einige Tage darauf ihm zu Ehren eine kleine Gesellschaft veranstalteten, zu der auch Capitain

Sedgewick und Marian eingeladen waren, eine Gesellschaft, bei der es fröhlicher herging, als dies gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten in Lidford House der Fall zu sein pflegte. Nach diesem Tage fanden weitere Bootausflüge und mehr müssige Morgen in dem Garten des kleinen Hauses statt, welche für John Saltram fast ebenso angenehm schienen als für seinen Freund. Er hatte sich bei Jedermann in Lidford beliebt zu machen gewußt und er war ein besonderer Günstling des Capitains.

Er schien so vollkommen glücklich unter ihnen und in allen Dingen so vollständig mit ihnen übereinzustimmen, daß Gilbert Fenton durch seine plötzliche Abreise, die eines Tags ohne jede vorherige Erwähnung von seiner Seite stattfand, ganz überrascht wurde. Er hatte am Abend zuvor in dem kleinen Hause gespeist und war in seiner wildesten ausgelassensten Weise gewesen, wie sie selten bei ihm vorkam, in der er aber einen mächtigen Zauber auf seine Umgebung ausübte. Ueber seiner ungewohnten Beredsamkeit waren der kleinen Gesellschaft die Stunden vergangen, ohne zu wissen, wie und in dem letzten Augenblicke, als die Uhr auf dem Kaminsims zwölf schlug, hatte er sich an's Piano gesetzt und Moore's „Lebewohl" in einer Weise gesungen, die geradeaus zu den Herzen der Zuhörer drang. Er besaß eine

jener seltenen sympathetischen Stimmen, welche unbewußt zu Thränen rühren und noch ehe der Gesang geendet hatte, war Marian von Rührung vollkommen überwältigt und, beschämt über ihre Aufregung, hastig aus dem Zimmer entflohen.

So spät es auch schon war, so begleitete doch Gilbert seinen Freund eine ziemlich weite Strecke auf seinem Heimweg. Als sie das kleine Haus im Rücken hatten, verschwand plötzlich John Saltrams Fröhlichkeit und machte einem mürrischen Schweigen Platz, das Gilbert vergebens zu verscheuchen suchte.

„Fehlt Dir etwas, Jack?“ fragte er. „Ich weiß, daß gute Laune bei Dir nicht immer ein Zeichen innerer Zufriedenheit ist.“

„Nein.“

„Bist Du dessen gewiß.“

„Vollkommen gewiß. Ich mag vielleicht ein wenig abgespannt sein; das ist Alles.“

Er ließ kein Wort, keinen Wink von seiner beabsichtigten Abreise fallen, als sie einander die Hände schüttelten und gute Nacht wünschten; aber am nächsten Morgen erhielt Mr. Fenton von ihm ein kurzes Billet folgenden Inhalts:

„Mein lieber Gilbert! Ich sehe mich genöthigt, sofort nach London abzureisen und habe nicht Zeit, irgend Jemand für die Güte, die ich hier empfangen,

zu danken. Willst Du Dein Bestes thun, um diese Unterlassung von meiner Seite gut zu machen und dem Capitain Sedgewick und der Miß Nowell meinen wärmsten Ausdruck der Dankbarkeit überbringen? Entschuldige mich auch bei Mr. und Mrs. Lister, daß es mir nicht möglich ist, einen formelleren Abschied zu nehmen, eine Unterlassung, die ich bei einem künftigen Besuche wieder gut zu machen hoffe. Sage Lister, es würde mir sehr angenehm sein, wenn er mich bei seiner nächsten Anwesenheit in der Stadt in der Payr aufsuchen will. Stets der Deinige

John Saltram."

Dies war Alles. Es war kein Grund für diese schnelle Abreise angegeben — eine Unterlassung, die bei einem so vollkommenen Vertrauen, wie es zwischen den beiden Männern bestand, nicht wenig befremdend war. Gilbert wurde durch dieses unerwartete Ereigniß sehr beunruhigt, indem er fürchtete, daß seinen Freund irgend ein Unfall betroffen habe.

„Wahrscheinlich sind seine Geldangelegenheiten in einen verzweifelten Zustand gerathen," dachte er, „oder vielleicht ist auch diese Frau — diese Mrs. Branston dabei im Spiel."

Er ging diesen Morgen wie gewöhnlich nach dem kleinen Hause, aber nicht mit seinem gewohnten Gefühle ungetrübten Glückes. Der heitere Himmel

seines ruhigen Lebens war durch das auffallende Benehmen von John Saltram etwas bewölkt. Der Gedanke verletzte ihn, daß sein alter Freund ein Geheimniß vor ihm habe.

„Ich glaube, es geschieht, weil ich ihm gestern über Mrs. Branston ein wenig die Meinung gesagt habe," dachte er bei sich. „Die Sache steht gewiß auf irgend eine Weise mit dieser Frau in Verbindung und der arme Jack scheut sich, meine tugendhafte Entrüstung zu erregen. Das ist die Folge davon, wenn man gegen einen Freund einen hohen moralischen Ton anschlägt. Er schluckt die Pille zur Zeit mit guter Miene hinunter und entzieht Einen dann sein Vertrauen."

Capitain Sedgewick war von der Abreise des Mr. Saltram überrascht und unangenehm berührt. Marian sagte sehr wenig über den Gegenstand. Ihr schien nichts Außerordentliches in der Thatsache zu liegen, daß ein Gentleman durch Geschäfte nach London gerufen wurde.

Gilbert würde sich noch länger mit Gedanken über das Benehmen seines Freunds gequält haben wenn ihm nicht die Abendpost andere Sorgen in Gestalt schlimmer Nachrichten aus Australien gebracht hätte. Sein vertrauter Commis, der schon unter seinem Vater im Dienst gewesen war und alle

Details des Geschäfts genau kannte, schrieb ihm einen langen Brief, in welchem er sich über das Mißgeschick verbreitete, das in der jüngsten Zeit alle ihre australischen Unternehmungen betroffen hatte und es auf die Unredlichkeit des Geschäftsführers zu Melbourne, des Cousins von Gilbert, Astley Fenton, zurückführte.

Der Brief war sehr eindringlich und darauf berechnet, einen sorglosen Mann aus einer falschen Sicherheit zu erwecken. Gilbert wurde dadurch so beunruhigt, daß er beschloß, am folgenden Morgen mit dem ersten Zug nach London zu gehen. Seine Ferien wurden dadurch nur um einige Tage abgekürzt. Er hatte zu Anfang der folgenden Woche zurückzukehren gedacht und er fühlte jetzt, daß er sich bereits seine Vernachlässigung der Geschäfte einigermaßen zum Vorwurf zu machen habe.

Er verließ Lidford, glücklich in dem Gedanken, daß Capitain Sedgewick und Marian im Oktober nach London kommen würden. Die Zeit der Trennung würde demnach nicht einmal einen Monat betragen. Er würde natürlich die Weihnachten zu Lidford zubringen. Und dann wie schnell würde das neue Jahr beginnen, das Jahr, dessen Frühling sie als Mann und Frau sehen würde! Vielleicht ist keine Zeit dieses irdischen Lebens so wahrhaft glücklich, als diejenige, wo unsere Gedanken mit einer in Aussicht stehenden

großen Freude beschäftigt sind. Ob die Freude, wenn sie kommt, wirklich ein so großes Vergnügen ist, wie es in der Ferne schien, oder ob sie überhaupt kommt, das sind Fragen, die wir alle selbst schon auf die eine oder andere Weise gelöst haben. Für Gilbert Fenton waren diese Tagesträume reizend und neu und er quälte sich mit keiner Furcht, daß sie nicht in Erfüllung gehen würden.

Er ging mit besonderem Eifer an sein Geschäft und stellte unter dem Beistand seines alten Commis, Samuel Dwyer, eine sorgfältige und ins Einzelne gehende Untersuchung aller Verhältnisse an, die mit ihrem australischen Handel verknüpft waren. Das Resultat derselben überzeugte ihn, daß sein Vetter ihn hintergangen hatte, daß die Geschäftsleute, durch die er die angeblichen Verluste erlitten, nichts als Strohmänner waren und daß er die Geschichte dieser Verluste erfunden hatte, um seine eigenen Veruntreuungen zu verbergen. Als er nach vierzehntägiger Arbeit dem wahren Zustand der Dinge endlich auf den Grund sah, gelangte Gilbert zur Ueberzeugung, daß ihm als Geschäftsmann nur ein Weg zum Handeln offen stehe, nämlich sogleich nach Melbourne zu gehen, die Geschäftsführung seines Cousins an Ort und Stelle zu untersuchen und die Leitung der dortigen Geschäftsbranche selbst in die Hand zu nehmen. Der Entschluß

war für ihn ein schweres Opfer, weil er die Verschiebung seiner Heirath zur Folge haben mußte, denn er konnte nicht daran denken, bis zu dem Tage, der für seine Hochzeit bestimmt war, aus Australien wieder zurück zu sein. Indeß etwas weniger zu thun als dies, würde nutzlos und thörigt gewesen sein und es war sehr möglich, daß seine ganze Stellung in der Zukunft von der Ordnung dieser australischen Angelegenheit sehr wesentlich beeinflußt wurde. Es war seine Häuslichkeit, der Wohlstand seines künftigen Lebens, für die er kämpfen mußte, und er sagte sich, daß er alle Schwäche ablegen müsse, wie er es schon einmal gethan hatte, als er die liebgewordenen Studien und Vergnügungen der Universität verließ, um den Kampf mit dem widrigen Schicksal aufzunehmen.

Er war damals Sieger geblieben, wie er es auch jetzt zu werden hoffte, da er eine energische Natur und einen starken Glauben in die Fähigkeit des Menschen besaß, durch redliche Arbeit und Geduld das Glück zu meistern.

Als er einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, war keine Zeit zu verlieren. Er begann sofort seine Vorbereitungen zur Reise zu treffen und schrieb ohne Verzug an Marian, um ihr die Nothwendigkeit dieses Schritts darzulegen. Er theilte ihr Alles mit, was

sich zugetragen, daß ihr Vermögen auf dem Spiele stehe und daß er es für seine Pflicht halte, die Reise zu unternehmen, so schwer es ihm auch ankomme. Er könne indeß England nicht verlassen, ohne sie noch einmal zu sehen, da er ihr vor dieser grausamen Trennung noch so Vieles zu sagen habe.

Er ging eines Abends, als alle Vorbereitungen zur Reise beendet waren und er noch zwei Tage bis zur Abfahrt des Dampfschiffs frei hatte, hinunter nach Lidford. Die Listers waren sehr überrascht und bestürzt, als er ihnen sein Vorhaben mittheilte und Mrs. Lister glaubte ihren Bruder bereits am Abgrunde eines Bankerotts zu sehen.

In dem kleinen Hause fand er einen warmen Empfang von Seite des Capitains, welcher den Schritt Gilberts vollkommen billigte und voll Hoffnung für die Zukunft war.

„Einige Monate mehr oder weniger können keinen großen Unterschied machen," sagte er, als Gilbert die Verschiebung der Hochzeit beklagte. „Marian wird unter dem Schutze ihres alten Onkels vollkommen sicher sein und ich glaube nicht, daß Einer von Euch den Andern wegen dieses Aufschubs weniger lieben wird. Ich setze ein so vollkommenes Vertrauen in Sie, Gilbert und ich fühle mich so glücklich, daß ich die Zukunft meines Lieblings in die Hände eines

Mannes legen kann, auf den ich so sicher bauen darf. Selbst wenn Sie arm wären und den Kampf des Lebens noch einmal zu kämpfen hätten, würde ich Ihnen mein liebes Mädchen ohne Besorgniß vor dem Ausgang anvertrauen. Ich weiß, daß Sie das Zeug in sich haben, mit dem man den Sieg erringt und ich glaube, daß weder Zeit noch Umstände Ihre Liebe für Marian zu ändern vermögen."

„Das dürfen Sie glauben. Jeder Tag macht sie mir theurer. Ich müßte mich schämen, wenn ich Ihnen sagen sollte, wie schwer mir diese Trennung fällt und welche verzweifelte Kämpfe es mir gekostet hat, bis ich den Entschluß zur Reise zu fassen vermochte!"

Marian kam während dieser Unterhaltung in's Zimmer. Sie war sehr blaß und ihre Augen sahen wie verweint aus. Die schlimmen Nachrichten in Gilberts Brief hatten sie also mehr angegriffen, als er sich vorgestellt hatte.

„Mein Herzchen," sagte er zärtlich, indem er ihr in das veränderte Gesicht blickte und ihre kalte Hand in der seinigen hielt, „wie krank Sie aussehen! Ich fürchte, ich habe Sie mit meinem Brief erschreckt."

„O nein, nein. Es thut mir sehr leid, Gilbert, daß Sie dieses Mißgeschick haben und das ist Alles."

„Es liegt nichts in der Sache, was nicht wieder gut zu machen wäre. Die Verluste sind nicht so groß, daß ich sie nicht ertragen kann. Nur die Trennung von Ihnen geht mir so sehr zu Herzen, Marian.“

„Ich bin so viele Rücksichten nicht werth,“ sagte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Nicht so viele Rücksichten werth, Marian!“ rief er. „Sie sind mir die ganze Welt, der Anfang und das Ende.“

Nach einiger Zeit, als ihr Geliebter sich alle Mühe gegeben, sie durch hoffnungsvolle Reden aufzuheitern, sah sie etwas weniger niedergeschlagen aus. Der Tag ging sehr langsam hin, obschon es der letzte war, den diese Beiden bis zu Gilbert Fentons Rückkehr mit einander zubringen sollten. Es war ein hoffnungsloser Regentag mit einen aschgrauen Himmel und das Wetter schien mit Gilberts düstern Gedanken im Einklang zu stehen, während er am Kamin lehnte und Marians Nadel beobachtete, wie sie sich einförmig auf und ab bewegte.

Der Capitain, der stets ein ruhiges bequemes Leben zu führen gewohnt war, konnte an einem solchen Tage einen großen Theil seiner müßigen Zeit verschlafen. Er saß in seinem Lehnstuhl und nickte hinter dem Schirm einer Zeitung, durch den Ton der

Unterhaltung von Gilbert und Marian auf eine angenehme Weise eingelullt.

So flossen die ruhigen Stunden dahin, überschattet von der Trauer der bevorstehenden Trennung. Nach dem Essen begann der Capitain von Marians Kindheit und den Umständen zu sprechen, unter denen sie in seine Hand gekommen war.

„Hat Ihnen mein kleines Mädchen jemals das Schmuckkästchen seiner Mutter gezeigt, Gilbert?“ fragte er.

„Niemals.“

„Ich habe mir's gedacht. Es enthält jenen altmodischen Schmuck, von dem ich gesprochen habe, Familienreliquien, die ihr, wie ich dachte, von Nutzen sein können, wenn es sich der Mühe lohnen sollte, ihr Geburtsrecht in Anspruch zu nehmen. Aber ich zweifle, ob dies jemals der Fall sein wird, nachdem so viele Jahre verflossen sind, ohne daß sich Jemand die Mühe genommen, nach ihr zu forschen. — Geh' und hole das Kästchen, Marian. Es enthält einige Papiere, die ich Gilbert zu zeigen beabsichtigte, als ich ihm die Geschichte Deiner Mutter erzählte.“

Marian entfernte sich und kam nach wenigen Minuten mit einem altmodischen Schmuckkästchen von Ebenholz zurück. Sie schloß es auf und zeigte Gilbert seinen Inhalt. Es befanden sich darin einige

alte sonderbare Ringe von keinem großen Werth, ein Halsband und Ohrenringe von Amethist, ein goldenes Brocelet mit dem Miniaturbild eines jungen Mannes, dessen schönes Gesicht einen harten unangenehmen Ausdruck hatte, eine goldene Kapsel, graues Haar enthaltend, und mit den Buchstaben M. G. bezeichnet.

Dies waren die Schmucksachen. Ein geheimes Fach enthielt ein Zeugniß über die Trauung zwischen Percival Nowell, ledig, Gentleman und Lucy Geoffry, ledig, in der St. Pancras-Kirche zu London. Der interessanteste Inhalt des Schmuckkästchens bestand in einem kleinen Packet Briefe, welche Percival Nowell vor der Verheirathung an Lucy Geoffry geschrieben hatte.

„Ich habe sie mehrere Male sorgfältig durchgelesen mit der Hoffnung, daß sie einiges Licht auf das Vorleben von Mr. und Mrs. Nowell werfen möchten,“ sagte der Capitain, als Gilbert sie in der Hand hielt, „aber sie geben nur sehr wenig Aufschluß. Ich glaube, daß Miß Geoffry eine Gouvernante in einer Londoner Familie war und daß sie ihre Stelle verließ, um diesen Percival Nowell zu heirathen. Sie würden vielleicht die Briefe selbst gern lesen, Gilbert. Nehmen Sie dieselben mit, um sie zu Hause mit Muße durchzugehen. Sie können sie, bevor Sie Lidford verlassen, wieder zurückbringen.

Mr. Fenton blickte Marian an, um zu sehen, ob sie keine Einwendung dagegen habe, wenn er die Briefe lese. Sie verhielt sich aber vollkommen schweigend, indem sie zerstreut auf die Schmuckgegenstände blickte, die vor ihr auf dem Tische lagen.

„Sie haben nichts dagegen, wenn ich die Briefe Ihres Vaters lese, Marian?“ fragte er.

„Durchaus nicht; nur glaube ich, daß Sie dieselben sehr uninteressant finden werden.“

„Ich interessire mich für Alles, was Ihre Person angeht.“

Er steckte die Papiere zu sich und blieb diesen Abend eine Stunde in seinem Zimmer auf, um Percival Nowells Liebesbriefe zu lesen.

Sie enthüllten ihm wenig mehr, als die grenzenlose Selbstsucht des Schreibers. Diese Eigenschaft gab sich auf jeder Seite kund. Die Liebenden hatten sich zum erstenmale in dem Hause eines Mr. Crosby getroffen, in dessen Familie Miß Geoffry gelebt zu haben scheint und es war die Rede von heimlichen Zusammenkünften in Regents-Park, woraus Gilbert schloß, daß Crosbys Haus in dieser Gegend gelegen war. Ihr Geliebter tadelte Miß Geoffry bitter, daß sie bei gewissen Stelldichein nicht erschienen war und schimpfte in der boshaftesten Weise auf Mr. Crosby und seine Familie, weil dieselben sie zu Hause zurückgehalten hatten.

„Wenn Sie mich so liebten, wie Sie behaupten, Lucy," schrieb Mr. Rowell bei einer Gelegenheit, „so würden Sie baldigst diese erniedrigende Sclaverei für Freiheit und Glück bei mir austauschen und zufrieden sein, die Zukunft ohne Frage und ohne Besorgniß ganz meinen Händen zu überlassen. Ein wahrhaft edelmüthiges Weib würde dies thun."

Aehnliche Stellen kamen viele vor und es scheint, daß der Heirathsantrag endlich mit großem Widerstreben gestellt wurde; aber er wurde gestellt und in sehr dringender Weise wiederholt, während Lucy Geoffry, wie es scheint, bis zum letzten Augenblicke ihre Zurückhaltung bewährte, als ob sie die Folgen dieser Verbindung fürchtete.

Die Briefe gaben keinen Aufschluß über die Verhältnisse und gesellschaftliche Stellung des Schreibers. So oft er seines Vaters erwähnte, geschah es mit Ingrimm und Verachtung, aber es fand sich keine Andeutung, wer oder was dieser Vater war.

Gilbert Fenton trug die Briefe am folgenden Morgen nach dem kleinen Hause zurück. Er wollte am Nachmittag nach London wieder abreisen und er konnte nur noch einige Stunden mit Marian zubringen. Der Tag war düster und kalt, aber es regnete nicht und sie gingen mit einander in den Garten, wo das Laub zu fallen begann und jeder

Anstrich von Sommer seit Gilberts letztem Besuch verschwunden war.

Eine Zeit lang verharrten sie beide in tiefem Schweigen, auf dem Wege, der sich neben dem Rasen hinzog, auf- und abgehend. Gilbert fand es unmöglich, sich an diesem letzten Tage einem Anschein von hoffnungsvoller Freudigkeit zu geben. Sein Luftschloß, die Villa am Ufer der Themse, schien ganz verschwunden zu sein. Er vermochte nicht über die australische Reise hinaus auf die glückliche Zeit seiner Rückkehr zu blicken. Die Zufälligkeiten der Zeit und der weiten Entfernung verwirrten ihn. Der weite Raum, der ihn von Marian Nowell schied, flößte ihm eine unaussprechliche Furcht ein, eine Furcht, die mit jeder Stunde zunahm. Und bei all dem es war ihm noch überdies beschieden, neuen Schmerz zu erdulden, ehe der Augenblick des Scheidens kam. Marian wendete sich nämlich zu ihm mit einem ernsten ängstlichen Gesichte und sagte:

„Gilbert, ich habe etwas auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen muß, bevor Sie gehen.“

„Was ist es, meine Liebe?“

„Es kommt mir sehr schwer an, es zu sagen. Ich fürchte, es wird Ihnen Schmerz bereiten. Ich habe lange darüber nachgedacht. Der Gedanke war ein beständiger Vorwurf für mich. Gilbert, es würde

besser sein, wenn wir Beide frei wären; besser, wenn Sie England ohne eine Fessel verlassen könnten, die Sie mit Sorgen niederdrückt, wenn Sie jenseits des Meeres sind. Sie würden dann eine um so größere Geistesfreiheit genießen."

„Marian!"

„O bitte, bitte, denken Sie nicht, daß ich undankbar sei, oder ihre Güte gegen mich vergessen könnte. Ich bin nur für Ihr Glück besorgt. Ich bin all' der Gedanken und Theilnahme, die Sie mir zugewendet, nicht würdig."

„Marian, habe ich etwas gethan, um Ihrer Liebe verlustig zu werden?"

„O nein, nein, nein!"

„Warum sagen Sie mir dann diese Dinge? Wollen Sie mir das Herz brechen?"

„Würde es Ihr Herz brechen, wenn ich mein Versprechen zurücknähme, Gilbert?"

„Ja, Marian," antwortete er in ernstem Tone, sie plötzlich an sich ziehend und ihr mit forschenden Blicken in's Gesicht sehend, „aber wenn Sie mich nicht lieben, wenn Sie mich nicht lieben können — und Gott weiß, wie glücklich mich der Gedanke gemacht hat, daß ich Ihre Liebe gewonnen — so sprechen Sie das Wort. Ich will es ertragen, meine Liebe, ich will es ertragen."

„O nein, nein," rief sie bestürzt über die tödtliche Blässe seines Gesichts und in Thränen ausbrechend. „Ich will mich bestreben, Ihrer würdig zu sein. Ich will mich bestreben, Sie so zu lieben, wie Sie es verdienen. Es war ein bloßer Einfall von mir, daß es besser sei, wenn Sie von allen Gedanken an mich frei sein könnten. Ich glaube, daß es sehr hart für mich sein würde, Ihre Liebe zu verlieren. Ich glaube nicht, daß ich es ertragen könnte, Gilbert."

Sie schaute durch ihre Thränen mit einem flehenden Blicke zu ihm empor. Es war ein unschuldiger, halb kindlicher Blick, der ihm zu Herzen ging und er schloß sie an seine Brust, in dem Glauben, daß dieser Vorschlag, ihm seine Freiheit zurückzugeben, in der That nichts Anderes, als eine Mädchenlaune gewesen sei.

„Meine Geliebteste, meine Leben hängt von Ihrer Liebe ab," sagte er. „Nichts kann uns trennen, ausgenommen, wenn Sie aufhören sollten, mich zu lieben."

Siebentes Capitel.

Abschied.

Die Stunde des Scheidens erschien endlich und Gilbert Fenton wandte der kleinen Gartenthür den Rücken, an der er während jenes ersten Sommerabends, der sein Schicksal besiegelte, Marian Nowell beobachtet hatte.

Er verließ Lidford mit schwerem Herzen, niedergedrückt durch eine Last, die er vergebens abzuschütteln suchte. Es kam ihm vor, als ob alle Hoffnungen, die ihm noch vor einer Woche das Leben so süß gemacht, verschwunden seien. Er vermochte nicht über diese traurige australische Verbannung hinauszusehen, er vermochte seine Gedanken nicht auf die Zeit zu richten, die nach derselben kommen würde.

„Sie kann sterben, während ich fern bin," dachte er. „O Gott! wenn das der Fall wäre! Wenn ich zurückkehrte und fände sie todt! Solche Dinge sind vorgekommen und Männer und Frauen haben sie ertragen und sind am Leben geblieben."

Er hatte noch eine Pflicht zu erfüllen, bevor er England verließ. Er mußte von John Saltram Abschied nehmen, den er, seit sie sich in Lidford getrennt, nicht mehr gesehn hatte. Er konnte England nicht verlassen, ohne seinem alten Freunde Lebewohl zu sagen und er hatte den letzten Abend dafür aufgespart.

Er ging nach Payr, in der Hoffnung, Saltram dort zu finden; die Kellner sagten ihm aber, daß derselbe seit Wochen nicht in den Klub gewesen. Gilbert hielt sich deshalb nicht weiter auf, sondern begab sich sogleich nach dem Temple, wo John Saltram in Figtree-Court seine Wohnung hatte.

Mr. Saltram war zu Hause. Es war seine eigene volltönende Stimme, welche auf Gilberts Klopfen ihn einzutreten hieß unter dem Beisatz eines gemurmelten Fluchs über die Störung. Das Zimmer, in das Mr. Fenton trat, als er diese ungastliche Einladung erhielt, befand sich in einen Zustand chaotischer Verwirrung. Ein offener Mantelsack lag auf dem Boden und alle Stühle waren mit den verschiedenartigsten Kleidungsstücken bedeckt. In einer Ecke stand ein Dutzend leere und volle Sodawasserflaschen. Staubige Bücher und Papiere waren überall verstreut und an einem Tisch in der Mitte des Zimmers, von einer großen Paraffinlampe beleuchtet, saß John Saltram, umgeben von heruntergefallenen Blättern, und schrieb, als gelte es, eine Wette zu gewinnen.

„Wer ist's und was wollt Ihr?“ fragte er mit heiserer Stimme, ohne aufzublicken, oder den raschen Gang seiner Feder anzuhalten.

„Wie, Jack, ich glaube, ich habe Dich noch niemals so hart bei der Arbeit getroffen.“

John Saltram legte beim Tone der Stimme seines Freundes die Feder weg und stand auf. Er reichte Gilbert mechanisch die Hand.

„Nein, ich gehe gewöhnlich nicht so scharf ins Zeug; aber Du weißt, daß ich die Gewohnheit habe, die Dinge zur unrechten Zeit zu thun. Ich habe einen Anlauf zur Arbeit genommen, um einiges Geld für die Kinder Israels aufzubringen.“

Er setzte sich wieder auf seinen Stuhl und Gilbert nahm ihm gegenüber Platz. Die Lampe schien John Saltram voll ins Gesicht und Gilbert Fenton stieß, nachdem er ihn einen Augenblick bei diesem lebhaften Lichte betrachtet hatte, einen Ausruf der Ueberraschung aus.

„Was giebt es, Gil?“

„Es handelt sich um Dich. Du siehst so blaß und abgemagert aus, als ob Du, seit ich Dich zum letztenmal gesehen, eine lange Krankheit gehabt hättest. Ich habe Dich noch nie so übel aussehend gefunden. Dies thut sich nicht, John. Es ist reiner Selbstmord.“

„Bah! ich bin nicht so leicht umzubringen. Ich besitze die stärkste Natur von der Welt. Ich habe seit

einer Woche die ganze Nacht gearbeitet und das schadet der Frische des Teints; aber ich versichere Dich, es giebt nichts so Gutes für einen Mann, als ein paar Wochen ununterbrochen Arbeit. Ich habe mich verbindlich gemacht, eine erschöpfende Uebersicht der römischen Literatur für eine Vierteljahrsschrift zu liefern, und der Gegenstand erfordert etwas mehr Nachlesen, als ich mir gedacht hatte."

„Und Du warst wirklich nicht krank?"

„Nicht im Geringsten. Ich bin nie krank."

Er schob seine Papiere zurück und, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, wartete er darauf, daß Gilbert spreche. Er befand sich offenbar in einer jener schweigsamen Stimmungen, die ihm zu Zeiten eigen waren.

Gilbert theilte ihm seine australische Angelegenheit und seine unmittelbare Abreise mit. Diese Nachricht weckte ihn aus seiner Zerstreuung. Er erhob den Kopf uud blickte Gilbert mit großer Aufmerksamkeit an.

„Dies sind merkwürdige Nachrichten und ich vermuthe, daß dadurch ein Aufschub Deiner Heirath herbeigeführt wird?"

„Leider ja; es ist dies unvermeidlich. Eine harte Sache, nicht wahr, Jack?"

„Nun ja; die Trennung ist allerdings unangenehm, aber Du bist jung genug, um noch einige Monate warten zu können. Wann reist Du ab."

„Morgen."

„So bald schon?"

„Ja. Es ist ein Fall, bei dem Alles von raschem Handeln abhängt. Ich verlasse morgen Liverpool. Ich kam heute von Lidford in der Absicht, einige Abschiedsstunden mit Dir zuzubringen. Ich habe geglaubt, Jack, daß Du morgen mit mir nach Liverpool gehen möchtest, damit wir bis zum letzten Augenblick beisammen sein könnten. Was sagst Du dazu, alter Junge?"

John Saltram zögerte, zweifelhaft auf seine Papiere blickend.

„Es würde nur eine Freundlichkeit von Dir sein, Jack, und noch überdies eine gesunde Veränderung für Dich bringen. Alles Andere ist besser, als daß Du Dich noch einen Tag in diesem Zimmer einschließest."

„Nun, Gilbert, ich will mit Dir gehen," sagte Mr. Saltram darauf mit einer gewissen Nachlässigkeit. „Dies für einen Freund zu thun, ist ja doch nur eine Kleinigkeit. Ja, ich will Dich abreisen sehen, lieber Junge. Ich wünschte, ich könnte mit Dir nach Australien gehen. Ich würde mich nicht bedenken, wenn meine Verbindlichkeiten mit den Kindern Israels und verschiedenen andern Gläubigern nicht wären. Ich glaube, ein neues Land würde mir gut thun. Doch es nutzt nichts, davon zu sprechen. Ich bin mit Hand und Fuß an das Alte gebunden."

„Dies erinnert mich an etwas, was ich Dir zu sagen habe, John. Du mußt einen besonderen Grund gehabt haben, daß Du neulich so plötzlich Lidford verließest, und dein Billet enthielt nichts darüber. Ich dachte, Du und ich hätten keine Geheimnisse vor einander. Es ist nicht recht, daß Du mich so behandelst."

„Die Sache war kaum einer Erklärung werth," antwortete der Andere mürrisch. „Ein Wechsel, den ich vergessen hatte, wurde zu jener Zeit gerade fällig und ich eilte hierher, um die Sache in Ordnung zu bringen."

„Laß mich Dir auf die eine oder andere Weise helfen."

„Nein, Gilbert. Ich kann nicht zugeben, daß Du in das Labyrinth meiner Angelegenheiten verwickelt wirst. Du weißt nicht, welche hoffnungslose Wildniß Du betreten würdest, wenn Du tollkühn genug wärst, meine Befreiung zu versuchen. Ich bin seit zehn Jahren, seit ich Oxford verließ, über alle Rettung hinaus. Nichts als eine reiche Heirath kann mich wieder auf die Beine bringen und ich zweifle noch, ob dieses Spiel des Lichts werth ist und ob es nicht besser wäre, mit meinen Schulden sofort auf einmal aufzuräumen, die Verwünschungen der Welt auf mich zu laden, auszuwandern und Waldläufer zu werden. Ein wildes, freies Leben in der Wildniß müßte ein glücklicher Tausch gegen alle die kleinlichen Quälereien und Sorgen dieser verfluchten Existenz sein."

„Und wie steht es mit Mrs. Branston, John? Ich glaubte, daß sie mit Deiner plötzlichen Abreise nach London in einiger Beziehung stehen müsse."

„Nein; sie hatte nichts damit zu thun. Ich habe sie nicht gesehen, seit sie von Lidford zurückgekommen ist."

„Wirklich?"

„Ja; wie Du siehst, hat Deine Strafpredigt gehörig gewirkt," sagte Mr. Saltram mit einem Anflug von Spott. „Du hast mich fast von dieser Leidenschaft geheilt."

„Meine Meinung würde nur geringen Einfluß haben, wenn Du bereits weiter gegangen wärst, John. Die Sache ist die, daß Mrs. Branston, so hübsch und angenehm sie sein mag, nicht die Sorte von Frau ist, um einen starken Halt über Dich zu erlangen."

„Du glaubst es nicht?"

„Ich bin davon überzeugt."

Darauf wurde John Saltram gesprächiger. Sie saßen bis spät in die Nacht beisammen, hauptsächlich von der Vergangenheit, von alten Freunden und halbvergessenen Tagen sprechend, die Scenen zurückrufend, durch welche sie mit einander gereist und bei der Zeit verweilend, wo ihr Leben noch seine volle Frische besaß und die Zukunft in rosigem Schimmer vor ihnen lag.

Gilbert sprach von seiner gefährlichen Krankheit in Aegypten, aus der er blos durch die musterhafte Sorgfalt und Aufopferung seines Freundes gerettet wurde. John Saltram hegte eine tiefe Abneigung, über diesen Gegenstand zu sprechen und er suchte sofort der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben; aber diesen Abend ließ sich Gilbert nicht irre machen.

„Du weist die Hilfe meiner Börse zurück, Jack,“ sagte er, „und vergißt, daß ich Dir mein Leben zu danken habe. Ja, John, ich betrachte mich als Deinen Schuldner im Betrage eines Lebens.“

„Eines Menschen Leben zu retten, ist zuweilen eine sehr zweifelhafte Wohlthat. Ich denke, wenn ich ein Fieber gehabt und irgend ein dienstfertiger Narr mich demselben entrissen hätte, während ich auf dem besten Wege zu einem anständigen Ende gewesen wäre, so würde ich es ihm nie verzeihen können.“

„Aber John, Du bist der letzte Mann in der Welt, von dem ich solche Reden erwartet hätte. Indeß vermuthe ich, daß sie nur die natürliche Folgen davon sind, daß Du Dich zehn Tage nach einander in diesen Zimmern eingeschlossen hast.“

„Welchen guten Gebrauch habe ich von meinem Leben in der Vergangenheit gemacht, Gilbert?“ fragte der Andere bitter, „und welche Aussichten habe ich für die Zukunft? Zu heirathen und durch das Geld

eines Weibes meine Stellung zu retten. Das ist schwerlich das edelste Loos, das einen Mann treffen kann. Und doch, wenn Adela Branston frei und geneigt wäre, mich zu heirathen, so könnte ich vielleicht noch etwas aus meinem Leben machen. Ich könnte ins Parlament kommen und mir einen Namen erwerben. Ich würde Bücher schreiben statt anonyme Zeitungsartikel. Ich würde schwerlich in ein träges geistloses Leben versinken, wie man es in vielen unserer geselligen Kreise findet. Ja, ich denke das Beste, was mir widerfahren könnte, würde sein, Adela Branston zu heirathen."

Sie trennten sich endlich, nachdem John Saltram seinen Freund das aufrichtige Versprechen gegeben hatte, in dieser Nacht nicht mehr zu arbeiten, und am folgenden Morgen trafen sie auf dem Bahnhof zur Reise nach Liverpool zusammen. Gilbert hatte die Gesellschaft seines Freundes nie so angenehm gefunden als an diesem letzten Tage. Es schien, als ob John Saltram jeden Gedanken an sich selbst in seiner Theilnahme für die Gedanken und Gefühle des Reisenden bei Seite gesetzt hätte. Sie speisten in Liverpool zusammen und es war bereits finster, als sie von einander auf dem Verdeck des Schiffs Abschied nahmen.

„Lebe wohl, Gilbert und Gott segne Dich! Wenn — wenn mich etwas befallen, wenn ich ganz

auf Abwege gerathen sollte, bevor Du zurückkommst, so mußt Du Dich unserer Freundschaft in der Vergangenheit erinnern. Denke, daß ich Dich innig geliebt habe, so sehr, wie jemals ein Mann einen andern geliebt hat."

„Mein lieber John, Du brauchst mir nicht zu sagen, daß ich das denken solle. Nichts vermag jemals unsere gegenseitige Liebe zu vermindern. Und es ist nicht wahrscheinlich, daß Du jemals auf Abwege gerathen wirst. Lebe wohl, lieber alter Freund. Ich werde jeden Tag an Dich denken. Du nimmst nach Marian den ersten Platz in meinem Herzen ein. Ich werde Dir schreiben und ich erwarte, auch von Dir etwas zu hören. Noch einmal: Lebe wohl!"

Achtes Capitel.

Vermißt.

Die Glocke ertönte. Gilbert Fenton und sein Freund schüttelten sich schweigend zum letzten Mal die Hände und im nächsten Augenblick stieg John Saltram die Leiter hinunter auf den kleinen Dampfer, der sie nach dem größeren Schiff gebracht hatte. Die Segel breiteten sich weit in dem kühlen Abendwind aus und das mächtige Schiff verschwand in der Dunkelheit. John Saltrams letzter Blick zeigte ihm seines Freundes Gesicht, wie es voll Vertrauen und Liebe auf ihn niederblickte.

Er ging mit dem Abendzug nach London zurück und traf spät in der Nacht in seiner Wohnung ein. Man hatte während seiner Abwesenheit den Versuch gemacht, die Zimmer etwas aufzuräumen, aber seine Bücher und Papiere waren ungestört geblieben. Einige Briefe lagen auf dem Tisch und darunter einer in einer dicken ziemlich unleserlichen Handschrift, die Mr. Saltram sehr genau kannte, mit dem Poststempel „Lidford“. Er war von Sir David Forster.

„Lieber Saltram,“ schrieb der Baronet, „was soll dieses Benehmen heißen? Du hast neulich meine Erlaubniß zu Deiner schnellen Abreise nur unter der Bedingung erhalten, daß Du in einer Woche zurückkehren solltest; aber es ist nichts von Dir zu sehen. Foljambe und der Rechtsmensch sind fort und ich bin allein mit Harker, dessen Abgeschmacktheit an's Wunderbare grenzt. Bei diesem schrecklichen Zustand sterbe ich vor Langeweile. Ich kann dem Mann nicht sagen, er soll sich fortscheeren, denn er ist wirklich ein höchst würdiges Geschöpf, wenn gleich ein so ausgemachter Dummkopf. Ums Himmelswillen komm zu mir. Du kannst Deine literarischen Arbeiten hier ebenso gut thun als in London und ich verspreche Dir, Deine Arbeitsstunden zu achten. Stets der Deinige

David Forster.“

John Saltram starrte mit leerem Blicke auf diesen Brief wie ein Mann, der in einem Traum befangen ist.

„Wieder hin zu gehen!“ murmelte er endlich — „wieder hin zu gehen, wenn ich dachte, daß ich etwas Großes gethan, als ich fortging! Nein, ich bin nicht schwach genug für diese Thorheit.“

* * *

Am 5. Juli des folgenden Jahrs landete Gilbert Fenton nach einer fast zehnmonatlichen Abwesenheit

wieder in England. Er hatte harte Arbeit in der Colonialstadt gefunden und sie vollbracht, indem er jede Schwierigkeit durch eine stetige entschlossene Handlungsweise überwand.

Astley Fenton hatte versucht, seine Betrügereien zu verdecken, indem er Lüge auf Lüge häufte und zuletzt, als ihm sein Cousin versprochen, keine gerichtliche Verfolgung gegen ihn einzuleiten, ein volles Bekenntniß abgelegt. Die veruntreuten Summen betrugen mehrere Tausende. Gilbert hatte gefunden, daß er ein äußerst verschwenderisches Leben geführt hatte und daß er ein bekannter Spieler war. So kam ein Abend, wo nach einer langwierigen Untersuchung Astley Fenton seinen Hut aufsetzte und das Comptoir seines Cousins für immer verließ. Als Gilbert wieder von ihm hörte, war er Commis bei einem Buchhändler in Sedney.

Die Entwirrung des australischen Geschäfts hatte Gilbert länger als er erwartet, in Anspruch genommen und seine Verbannung war ihm in den letzten beiden Monaten wegen des Ausbleibens seiner englischen Briefe besonders lang geworden. Die beiden ersten Posten nach seiner Ankunft hatten ihm Briefe von Marian und ihrem Onkel und einen kurzen von John Saltram gebracht. Die folgenden Posten brachten ihm nichts und er wurde dadurch in eine unaus-

sprechliche Unruhe und Betrübniß versetzt. Wäre es ihm nur irgend möglich gewesen, so würde er unmittelbar nach der ersten Post, die ihm keine Briefe brachte, nach England zurückgekehrt sein. Aber seine Reise würde nutzlos gewesen sein, wenn er nicht geblieben wäre, um das Werk der Reorganisation, das er begonnen, zu vollenden; so blieb er sehr widerwillig, hoffend, mit der nächsten Post einen Brief zu erhalten.

Diese kam aber mit demselben niederschlagenden Resultat für Gilbert Fenton. Zwar erhielt er einen Brief von seiner Schwester, aber dieser war aus der Schweiz geschrieben, wohin sie mit ihrem Gatten eine Vergnügungsreise gemacht hatte; von Marian brachte er ihm keine Nachricht. Er suchte sich zwar zu überreden, daß, wenn es sich um schlimme Nachrichten handelte, diese ihm zugekommen wären, daß das Ausbleiben der Briefe seiner Braut nur die Folge eines Zufalls, eines Versehens in Bezug auf den Abgang der Post sei; mochte er aber auch die Sache überlegen, wie er wollte, dieses Schweigen von Seiten Marians setzte ihn nichts desto weniger in Verwirrung und er blieb während der ganzen Zeit, die bis zum Abgang des Schiffs verfloß, das ihn nach England zurückbringen sollte, eine Beute der lebhaftesten Unruhe.

Dann kam die lange einförmige Reise, die für düstere Gedanken und für unbestimmte Befürchtungen

Muße genug darbot. Als die Zeit seiner Ankunft näher rückte, gerieth er in einen ruhelosen Zustand, indem er bald von Hoffnung und glücklichen Träumen des Wiedersehens seiner Verlobten erfüllt war, bald von der Last irgend einer unbestimmten und unaussprechlichen Besorgniß niedergedrückt wurde.

Endlich kam der Tag der Landung, ein schwüler Sommertag und Gilbert befand sich unter den Passagieren, welche das Schiff mit Sonnenaufgang verließen.

Er begab sich von dem Landungsplatz unmittelbar nach der Eisenbahnstation und der Aufenthalt von einer Stunde, den er hier zu bestehen hatte, kam ihm fast endlos vor. Der Zug ging endlich ab und er saß ruhig in einer Ecke und versuchte eine Zeitung zu lesen, während seine Mitreisenden den Zustand des Handels in Liverpool besprachen, der sich damals gerade in einer bedenklichen Krisis befand. Gilbert Fenton hatte kein Interesse an dem Gespräch; er wußte, daß er den Sturm überstanden hatte, der sein eigenes Vermögen bedroht hatte und daß die Zukunft glücklich und klar vor ihm lag.

Er hielt sich keine Stunde in London auf, sondern fuhr von einer Bahnstation zur andern und kam gerade recht, um einen Zug nach Fairleigh, der nächsten Station von Lidford, zu erhaschen. Es war fünf Uhr als er an diesem Platz anlangte, wo er

einen Wagen miethete, um ihn nach Lidford zu bringen. Der Anblick der bekannten Scenerie, die so reizend in ihrer Sommerherrlichkeit aussah, erfüllte ihn mit einem Vergnügen, das fast an Schmerz grenzte. Er war diesen Weg oft mit Marian gegangen und wie er so dahinfuhr, blickte er eifrig nach jeder entfernten Gestalt, halb hoffend, seine Geliebte im Sonnenlicht herannahen zu sehen.

Mr. Fenton legte seinen Reisesack in der freundlichen Dorfschenke ab, hielt sich aber nicht auf, um über Diejenigen, zu deren Besuch er gekommen, Nachfrage anzustellen. Sein Herz schlug stürmisch in Erwartung des Wiedersehens, das so nahe schien. Er stieg aus dem Wagen, entließ den Kutscher und ging mit schnellem Schritte über ein Feld, das auf dem kürzesten Wege zu dem grünen Platze führte, auf dem Capitain Sedgewicks Haus stand.

Dort angelangt, sah er schon von ferne, daß die Läden des oberen Stocks geschlossen waren und daß sich über der Gartenthüre eine schwarze Tafel befand mit der Aufschrift, daß das Haus zu vermiethen war.

Gilbert Fentons Herz schlug erst heftig und dann schien es auf einmal still stehen zu wollen. Er ging langsam über den grünen Platz, ganz betäubt von dem unerwarteten Schlag. Ja, das Haus war leer. Der Garten, der früher stets in so ausgezeichneter

Ordnung gehalten wurde, hatte ein ganz vernachlässigtes Aussehen. Er zog mehrmals die Glocke, aber Niemand ließ sich blicken und er war im Begriff, sich von der Thüre zu entfernen, in seiner Betäubung, jedes Gedankens, was er zunächst beginnen sollte, unfähig, als er sich bei seinem Namen rufen hörte und eine Frau an der Hecke des anstoßenden Gartens nach ihm blicken sah.

„Wünschen Sie etwas über die letzten Bewohner des Hauses zu erfahren, Sir?" fragte sie.

„Ja," antwortete Gilbert, sie verstört, halb bewußtlos anblickend.

Er hatte sie während seiner Besuche in dem Hause des Capitains oft gesehen, wie sie in ihrem Garten thätig war, aber noch nie mit ihr gesprochen.

Sie war ein unverheirathetes Frauenzimmer, das einen Theil seines Miniaturhauses vermiethete, wenn sich eine Gelegenheit dazu darbot. Das Haus war ihre Freude und Herrlichkeit und die Besorgung desselben nahm alle ihre Zeit in Anspruch.

„Vielleicht würden Sie die Güte haben, einen Augenblick in mein Wohnzimmer zu treten, Sir," sagte die Dame, ihre Gartenthüre öffnend. „Ich werde Ihnen mit Vergnügen alle Aufschlüsse über Ihre Freunde ertheilen."

„Sie sind sehr gütig," sagte Gilbert, ihr in das kleine zierliche Zimmer folgend.

Er hatte unterdeß seine Selbstbeherrschung wieder einigermaßen erlangt, indem er sich sagte, daß dieses Verlassen ihres Hauses von Seiten des Capitains und seiner Nichte etwas mehr bedeute, als einen bloßen Wohnungswechsel.

„Mein Name ist Dodd," sagte die Dame, Mr. Fenton einen Stuhl bietend, „Miß Lätitia Dodd. Ich hatte das Vergnügen, Sie während Ihrer Besuche im Nachbarhause sehr häufig zu sehen. Ich stand mit Capitain Sedgewick und Miß Nowell nicht auf Besuchsfuß, obwohl wir uns bei der Begegnung grüßten. Ich bin nur die Tochter eines Handelsmanns und kenne natürlich den Unterschied unserer Stellung recht wohl. Ich bin die letzte Person, mich bei höher Gestellten einzudrängen."

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn sie mir sagen wollten, wohin sie gegangen sind," sagte Gilbert ungeduldig, diesem Gerede über Miß Dodds gesellschaftliche Stellung Einhalt zu thun.

„Wohin sie gegangen sind?" wiederholte sie. „So wissen Sie also nichts von —

„Was weiß ich nicht?"

„Nichts von Capitain Sedgewicks Tod?"

„Guter Gott! Mein theurer alter Freund! Wann ist er gestorben?"

„Zu Anfang des Jahres. Es geschah sehr schnell — er wurde ir der Nacht von einem Schlag-

anfall betroffen, und man entdeckte es erst, als ihn am andern Morgen die Dienerin wecken wollte. Der arme Herr lebte nur noch zwei Tage und war während dieser Zeit sprachlos."

„Und Miß Nowell — warum hat sie das Haus verlassen? Sie wird wahrscheinlich noch in Lidford sein?"

„Nein, Mr. Fenton. Sie ist einen Monat nach dem Tode des Capitains von hier weggegangen."

„Wohin?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich wußte nicht einmal, daß sie die Absicht hatte, Lidford zu verlassen, und ich erfuhr es erst am Tage nach ihrer Abreise."

„Aber es muß doch gewiß Jemand hier im Orte sein, der weiß, wohin sie gegangen ist," rief Gilbert aus.

„Ich glaube nicht. Der Eigenthümer des Hauses weiß es nicht. Er ist auch mein Miethsherr, und ich habe ihn über Miß Nowell befragt, als ich neulich meine Miethe bezahlte. Er glaubte, sie habe Lidford verlassen, um sich zu verheirathen. Dies war auch die allgemeine Annahme. Die Leute waren überzeugt, daß Miß Nowell sich mit Ihnen verheirathen werde."

„Ich bin soeben erst von Australien zurückgekehrt. Können Sie mir Niemand nennen, von dem ich vielleicht Nachricht erhalten könnte?" Lisler ?!

„Die Familie des Pfarrers war sehr gut mit Miß Nowell bekannt und nach ihres Onkels Tod ungemein freundlich gegen sie. Es dürfte sich vielleicht der Mühe lohnen, wenn sie Mr. Marchant einen Besuch machen wollten.“

„Ja, ich will ihn besuchen,“ antwortete Gilbert, „ich danke Ihnen für den Rath.“

Er wünschte Miß Dodd guten Abend und verließ sie an der Thüre ihres kleinen Gartens stehend, wo sie ihm mit tiefem Interesse nachsah, während er nach dem Dorfe ging. Für Miß Dodd lag in der Sache ein angenehmes Geheimniß.

Gilbert Fenton begab sich geraden Wegs nach dem Pfarrhause, obgleich es bereits sieben Uhr vorüber war. Er kannte Mr. und Mrs. Marchant von den Listers her und hatte sie öfters besucht.

Der Pfarrer saß am Fenster seines behaglichen Speisezimmers bei seinem einsamen Glase Wein und sah einer Gruppe von Söhnen und Töchtern zu, welche auf dem Rasen vor dem Hause Croquet spielten. Er war überrascht, Mr. Fenton zu sehen, bewillkommte ihn aber mit vieler Herzlichkeit.

„Ich komme zu Ihnen voll Sorgen, Mr. Marchant,“ begann Gilbert, „und die dringende Beschaffenheit meines Geschäfts muß meinen späten Besuch entschuldigen.“

„Einer Entschuldigung bedarf es nicht. Ich freue mich sehr, Sie in dieser Stunde zu sehen. Bitte, schenken Sie sich Wein ein; neben Ihnen stehen reine Gläser. Und nehmen Sie von diesen Erdbeeren, die der Stolz meiner Frau sind. Wenn man auf dem Lande lebt, so ist der Gartenbau ein Bedürfniß. Und nun, Mr. Fenton, worin besteht Ihre Sorge? Hoffentlich ist es nichts sehr Ernstes."

„Es ist für mich gegenwärtig etwas sehr Ernstes. Ich glaube, Sie wissen es, daß ich mit Miß Nowell verlobt bin."

„Ja; ich hatte bis zu diesem Augenblick geglaubt, daß Sie Beide mit einander verheirathet seien. Als sie Lidford verließ, zog ich den Schluß, daß sie zu ihren Freunden gegangen sei und daß die Heirath baldigst stattfinden werde. Es war natürlich, daß wir dies dachten, da wir ihre verlassene Lage kannten."

„Sie wissen also nicht, wohin sie sich begeben hat, als sie diesen Ort verließ?"

„Nicht im Geringsten. Ihre Abreise kam uns ganz unerwartet. Meine Frau und Tochter besuchten sie zwei- oder dreimal nach dem Tode des Capitains und luden sie selbst ein, hierher zu kommen und eine Zeit lang bei uns zu bleiben; aber sie lehnte es ab. Sie schien dankbar und gerührt über die Fürsorge für sie, war aber in Bezug auf ihre Zukunft zurückhaltend."

„Und sie sagte Ihnen nichts von ihrer Absicht, Lidford zu verlassen?“

„Kein Wort.“

Dies war Alles, was Gilbert Fenton erfahren konnte. Seine Unterredung mit dem Pfarrer dauerte noch etwas länger, aber sie gab ihm keinen weiteren Aufschluß. Wen konnte er demnächst befragen? Er kannte alle Freundinnen Marians und er verwendete den nächsten Tag darauf, sie zu besuchen, aber mit demselben Resultat. Niemand konnte ihm über den Grund ihrer Abreise und darüber, wohin sie gegangen, etwas sagen.

Es blieb jetzt nur noch eine Person, die er befragen konnte, und diese war die alte Dienerin des Capitains, deren Gunst sich Gilbert durch zahlreiche Geschenke während seiner Besuche in dem kleinen Hause erworben hatte. Sie war ein gutmüthiges, ehrliches Wesen von ohngefähr fünfzig Jahren und dem Capitain und Marian sehr ergeben gewesen.

Nach vielem Nachforschen erfuhr Gilbert, daß diese Frau ihre junge Gebieterin bei deren Abreise von Lidford nicht begleitet hatte, sondern bei der Familie eines Krämers in Fairleigh in Dienst getreten war. Als er dies entdeckt hatte, begab sich Mr. Fenton sofort nach dem kleinen Marktflecken, diesmal zu Fuß und voll Erinnerungen an die Tage, wo Marian und er diesen Weg zusammen gegangen waren.

Er fand den Laden, in den er gewiesen wurde, und nachdem er sein Anliegen vorgebracht hatte, wurde er in das Staatszimmer des Handelsmanns geführt, das eine ganze Sammlung von Muscheln, Bouquets aus Federn und böhmischen Glaswaaren enthielt. Hierher kam Sarah Down, die Dienerin des verstorbenen Capitains, zu Mr. Fenton, ihre Hände und Arme an einer blendend weißen Schürze abwischend und sich wegen ihres Anzugs entschuldigend. An diese Frau richtete Gilbert dieselben Fragen, die er an Andere gestellt hatte mit demselben entmuthigenden Resultat.

„Die arme junge Dame empfand den Verlust des Capitains auf furchtbare Weise, wie dies bei Personen, die sich so sehr liebten, natürlich war,“ antwortete Sarah Down auf eine von Gilberts Fragen. „Ich habe nie einen Menschen gekannt, den der Schmerz so tief ergriffen hätte. Sie wollte nirgends wohin gehen und Niemand sehen. Sie schloß sich Tage lang im Zimmer des Capitains ein, wo sie an seinem Bett knieete und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Ich habe zuweilen durch das Schlüsselloch geblickt und sie dort auf ihren Knieen gesehen, ihr Gesicht in die Bettdecke begraben. Sie wollte nicht einmal mit mir über ihn sprechen und ich mußte Alles aufbieten, um sie zu bereden, nur so viel zu

essen und zu trinken, um das Leben zu erhalten. Es kostete mich die größte Mühe, sie dahin zu bringen, ein wenig frische Luft zu schöpfen, denn sie sah blaß wie ein Geist aus. Darauf wurde sie ein wenig heiterer, aber nur ein wenig. Es geschah ganz plötzlich, daß sie mir eines Tages sagte, daß sie fortgehen werde. Ich wollte mit ihr gehen, aber sie erklärte mir, daß dies nicht sein könne. Ich fragte sie, wohin sie gehe und sie antwortete mir nach einigem Zögern, daß sie zu Freunden in London gehe. Ich wußte, daß sie mit zwei jungen Damen, deren Vater in London lebte, von der Schule zu Lidford her sehr vertraut war und ich dachte, daß sie zu diesen gehe. Ich fragte sie, ob dies der Fall sei und sie antwortete mit Ja. Sie verständigte sich mit dem Miethsherrn wegen Verkaufs der Möbel. Er war selbst ein Auctionator und die Sache hatte demnach keine Schwierigkeit. Das Geld sollte ihr nach London gesendet und dort bei einem Postbureau abgelegt werden. Ich wunderte mich darüber, aber sie sagte, es sei besser so. Sie bezahlte jeden Pfennig, den sie schuldig war und gab mir ein hübsches Geschenk über meinem Lohn, obschon ich lieber nichts von der armen jungen Dame angenommen hätte, da ich wußte, daß das, was ihr der Capitain hinterlassen hatte, nur sehr unbedeutend war. Und so reiste sie zwei Tage darauf, nachdem sie

zuerst erwähnt hatte, daß sie Lidford verlassen wolle, ab. Es geschah sehr schnell und ich glaube nicht, daß sie von irgend Jemand im Orte Abschied nahm. Sie war in den zwei letzten Tagen sehr niedergeschlagen. Ich werde niemals ihr armes blasses Gesicht vergessen, als sie in den Wagen stieg."

„Reiste sie von der Station hier ab?"

„Ich weiß darüber gar nichts zu sagen, als daß ein Wagen ans Haus kam, um sie und ihr Gepäck abzuholen. Ich wollte mit ihr zur Station gehen, um sie abreisen zu sehen, aber sie wollte es nicht zugeben."

„Erwähnte sie meiner während der Zeit, die auf den Tod des Capitains Sedgewick folgte?"

„Nur wenn ich von Ihnen sprach, Sir. Ich pflegte sie damit zu trösten, daß Sie für sie sorgen und ihr Denjenigen, den sie verloren, ersetzen würden; aber sie sah mich dann gewöhnlich mit einem sonderbaren und traurigen Blicke an und sagte kopfschüttelnd: Ich stehe jetzt ganz allein in der Welt, Sarah, seit mein theurer Onkel gestorben ist; ich bin ganz elend und weiß nicht, was ich thun soll." Ich sagte ihr, sie solle auf die Zeit blicken, wo sie verheirathet wäre und eine eigene glückliche Häuslichkeit hätte, aber ich konnte sie nie dazu bringen, darüber zu sprechen."

„Können Sie mir den Namen und die Adresse ihrer Freunde in London sagen, nämlich der jungen Damen, mit denen sie die Schule besucht hat?“

„Der Name ist Bruce, Sir, und sie wohnten zu jener Zeit in St. Johns-Wood, weiter weiß ich nichts.“

„Ich werde sie wohl zu finden wissen. Dies ist eine seltsame Geschichte, Sarah. Es ist ganz unerklärlich, daß meine theure Marian Lidford verlassen hat, ohne mir ein Wort hiervon und von ihren Absichten für die Zukunft zu schreiben, daß sie mir keine Nachricht von dem Tode ihres Onkels gesandt hat, obschon sie wissen mußte, wie lieb ich ihn hatte. Ich muß Ihnen nun eine Frage stellen, die mir zwar sehr schmerzlich ist, die aber früher oder später doch gestellt werden muß. Kennen Sie irgend Jemand, dem sie mehr geneigt war als mir — irgend Jemand, dessen Einfluß sie zur Zeit, wo sie Lidford verließ, vielleicht geleitet haben mag?“

„Nein, Sir,“ antwortete die Frau ohne Zögern. „Wer wäre auch sonst dort gewesen? Miß Nowell kannte so wenig Herren und sah nach dem Tode ihres Onkels Niemand, als die Familie des Pfarrers und zwei oder drei Damen.“

„Vielleicht nicht zu Hause; aber sie mag Jemand außerhalb desselben gesehen haben. Sie sagten vorhin, daß sie zu jener Zeit immer allein ausgegangen ist.“

„Ja, Sir, das ist wahr, aber es schien natürlich genug, daß sie wegen ihres Schmerzes allein zu sein wünschte.“

„Ihr Schweigen gegen mich muß einen besondern Grund gehabt haben, Sarah. Ohne ein triftiges Motiv hätte sie nicht so grausam handeln können. Der Himmel allein mag wissen, was es war. Es wird die Aufgabe meines Lebens sein, sie zu finden, ihr noch einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen und die Aufklärung ihres Benehmens von ihren eigenen Lippen zu hören.“

Er dankte der Frau für ihre Mittheilung, drückte ihr einen Sovereign in die Hand und entfernte sich.

Hierauf hatte er nichts mehr in der Umgegend von Lidford zu thun, ausgenommen das Grab des Capitains zu besuchen. Es lag in dem entferntesten und schönsten Theil des Kirchhofs, halb verdeckt durch die weit ausgebreiteten Aeste eines Eichenbaums. Eine hübsche Granittafel enthielt den Namen und Stand des Todten. Gilbert Fenton saß lange Zeit auf der niedrigen Mauer in der Nähe, über sein gebrochenes Leben nachdenkend und sich selbst die Ruhe unter dem kühlen Rasen wünschend.

„Sie hat mich niemals geliebt,“ sagte er mit Bitterkeit zu sich. „Ich habe meine Augen hartnäckig der Wahrheit verschlossen, sonst würde ich das Geheim-

niß ihrer Gleichgiltigkeit durch hundert Zeichen und Beweise entdeckt haben. Ich bildete mir ein, daß ein Mann, der ein weibliches Wesen so liebt, wie ich sie liebte, nothwendiger Weise ihre Liebe gewinnen müsse. Und ich nahm ihr mädchenhaftes Vertrauen, ihre unschuldige Dankbarkeit für meine Aufmerksamkeiten als Beweis ihrer Liebe hin. Selbst zuletzt, als sie mir meine Freiheit zurückzugeben suchte, wollte ich sie nicht verstehen. Ich erwartete nicht, so geliebt zu werden, wie ich sie liebte. Ich hätte so viel gegeben und wäre zufrieden gewesen, so wenig zu nehmen. Was giebt es, was ich nicht gethan hätte, welches Opfer meines Stolzes würde ich nicht, um sie zu gewinnen, gebracht haben? O, meine Geliebte, selbst als Du mich verließest, hättest Du größeres Vertrauen in mich setzen sollen! Du würdest mich in jeder Prüfung standhaft und treu befunden haben, als Deinen wahren und aufrichtigen Freund trotz alles Unrechts."

Er knicete dann einige Augenblicke am Grabe nieder.

„Ich bin es dem Todten schuldig, ihr Schicksal zu entdecken," sagte er, als er sich wieder erhob. „Ich bin es dem Todten schuldig, in das Geheimniß ihres neuen Lebens einzudringen, um mich zu überzeugen, daß sie glücklich und nicht unter schlimmen Einfluß gefallen ist."

Die Listers befanden sich noch immer im Ausland und Gilbert war froh darüber. Es würde ihm im höchsten Grade peinlich gewesen sein, die Bemerkungen seiner Schwester über Marians Benehmen anzuhören und das halb unterdrückte Frohlocken zu sehen, mit dem sie dieses unglückliche Ende einer Verlobung besprochen hätte, die ohne alle Rücksicht auf ihre Rathschläge eingegangen worden war.

Neuntes Capitel.

John Saltrams Rathschlag.

Mr. Fenton entdeckte nach vieler Mühe die Familie Bruce in St. Johns-Wood; aber sie vermochte ihm nichts von Miß Nowell mitzutheilen. Die Töchter hatten ihre Freundin nicht mehr gesehen, seit sie die Schule von Lidford verlassen. Sie hatten nicht einmal von Capitain Sedgewicks Tod etwas gehört.

Gilbert fragte die jungen Damen, ob sie von andern Bekannten Marians, die in oder um London lebten, etwas wüßten. Sie verneinten es. Sie hatten niemals Marian von solchen sprechen hören.

So endeten Mr. Fentons Nachforschungen in dieser Richtung und er war jetzt um nichts klüger als zur Zeit, wo er Lidford verließ. Er hatte jetzt jeglichen Weg erschöpft, durch den er einen Aufschluß zu erlangen gehofft und es blieb ihm nichts mehr übrig als die Oeffentlichkeit. So trug er diesen Abend folgende Anzeige in das Bureau der „Times“

und bezahlte für die sechsmalige Einrückung derselben an einer hervorragenden Stelle dieses Journals:

„Miß Marian Nowell, in der letzten Zeit zu Lidford, Midlandshire, wird ersucht, sich sofort mit G. F., dem ihr Schweigen große Sorge verursacht, in Verbindung zu setzen. Sie darf auf die Freundschaft und Treue des Schreibers unter allen Umständen bauen.“

Als er dies gethan hatte, fühlte Gilbert etwas mehr Hoffnung. Er glaubte, daß diese Anzeige ihm wenigstens einige Kunde von seiner verlorenen Geliebten bringen müsse. Das Geheimniß konnte sich am Ende doch noch befriedigend lösen und Marian sich als treu erweisen. Er versuchte sich zwar zu überreden, daß dies möglich sei, aber es war denn doch sehr schwierig, aus ihrem Benehmen eine Rücksichtnahme für ihn abzuleiten.

Des Abends ging er nach dem Temple, begierig, John Saltram zu sehen, vor dem er das Geheimniß seiner Sorgen nicht zurückzuhalten beabsichtigte. Er traf seinen Freund zu Hause, am offenen Fenster mit Schreiben beschäftigt, während der Staub und die Unordnung des Zimmers in der Julisonne recht deutlich hervortraten. Er sprang auf, als Gilbert eintrat und sein dunkles Gesicht wurde plötzlich bleich.

„Du hast mich überrascht,“ sagte er. „Ich habe nicht gewußt, daß Du in England seist.“

„Ich bin erst vor zwei Tagen gelandet," antwortete Gilbert, als sie einander die Hände schüttelten. „Ich glaube fast, ich habe Dich ein wenig erschreckt, lieber alter Bursche, indem ich unvermuthet bei Dir eingefallen bin, während Du mich bei den Gegenfüßlern wähntest; aber ich wollte den ersten Augenblick, wo ich frei war, benutzen, um Dich direct aufzusuchen."

„Deine Geschäfte sind drüben, wie ich hoffe, gut abgelaufen?"

„Ja, es ist dort Alles gut gegangen; aber meine Heimkehr war eine traurige."

„Wie so?"

„Capitain Sedgewick ist todt und Marian verloren."

„Verloren! was willst Du damit sagen?"

Mr. Fenton erzählte seinem Freund Alles, was ihm seit seiner Ankunft in England begegnet war.

„Ich komme zu Dir um Rath und Hilfe, John," sagte er, als er seine Erzählung beendigt hatte.

„Ich will Dir meinen Beistand geben, so weit es einem Manne möglich ist, einem andern in einer solchen Angelegenheit zu helfen, und meinen Rath in aller Aufrichtigkeit," sagte John Saltram; „aber ich zweifle, ob Du geneigt sein wirst, ihn anzunehmen."

„Warum zweifelst Du daran?"

„Weil er wahrscheinlich nicht mit Deinen eigenen Ideen übereinstimmt.“

„Erkläre Dich näher, John.“

„Ich glaube, daß Miß Nowell, wenn sie Dich wirklich geliebt hätte, niemals diesen Schritt gethan haben würde. Ich glaube, daß sie Lidford verlassen hat, um der Heirath zu entgehen, vielleicht weil sie Deine baldige Rückkehr erwartete. Ich glaube, daß Deine Nachforschung nach ihr nur in Enttäuschung endigen kann und obschon ich bereit bin, Dir in jeder Weise beizustehen, so muß ich Dich dennoch warnen, Dein Leben einem Trugbild zu opfern.“

„Nicht in dem Wahn, daß Marian mich liebt, will ich Nachforschungen nach ihr anstellen,“ sagte Gilbert langsam nach kurzem Schweigen. „Ich bin nicht so schwach, dies, nach dem, was geschehen ist, zu glauben, obschon ich mir erst diesen Nachmittag noch einzureden gesucht habe, daß sie mir immer noch treu sein möchte und daß irgend ein verborgener Grund vorhanden sein könnte, der sie zu dieser Handlungsweise bestimmte. Zugegeben, daß sie ihrer Verbindlichkeit gegen mich ledig zu sein wünschte, so hätte sie meiner Ehre vertrauen können, daß ich ihr augenblicklich ihre Freiheit wiedergeben würde, sobald mir der Zustand ihrer Gefühle bekannt geworden wäre. Es muß irgend ein stärkerer Einfluß in

Thätigkeit gewesen sein, als sie Lidford verließ. Ich muß die wahre Ursache dieser schnellen Abreise kennen lernen, John. Ich will mich überzeugen, daß Marian glücklich und in guten Händen ist."

„Aber wie willst Du dies entdecken?"

„Ich hoffe viel von oft wiederholten Anzeigen in der „Times." Sie werden mir vielleicht doch Kunde von Marian bringen, wenn auch nicht direct, so doch von Personen, die sie, seit sie Lidford verlassen, gesehen haben."

„Wenn sie sich wirklich vor Dir zu verbergen wünscht, so hat sie wahrscheinlich ihren Namen verändert."

„Warum sollte sie sich vor mir zu verbergen wünschen? Sie muß wissen, daß sie mir vertrauen kann. Aus eigenem freien Willen würde sie niemals diese Grausamkeit begehen. Es muß irgend ein geheimer Einfluß auf sie eingewirkt haben. Ich werde zu entdecken suchen, welches dieser Einfluß war, oder mit andern Worten, ich werde den Mann zu entdecken suchen, der mir Marian Nowells Herz geraubt hat."

„Also darauf geht es hinaus," sagte John Saltram. „Du vermuthest also irgend einen unbekannten Nebenbuhler?"

„Ja; ich kann zu keiner andern Schlußfolgerung gelangen, so sehr mir diese Annahme widerstrebt."

„Hast Du eine besondere Persönlichkeit in Verdacht?"

„Nein."

„Wenn Deine öffentlichen Aufforderungen keinen Erfolg haben sollten, was willst Du dann thun?"

„Ich vermag es jetzt nicht zu sagen. Wenn es mir nicht gelingt, irgend einen Faden zu finden, so ist die Sache hoffnungslos. Aber ich kann mir nicht denken, daß die Anzeigen in der „Times" ganz ohne Erfolg bleiben werden. Wenn sie Lidford verlassen hat, um sich zu verheirathen, so muß eine Eintragung in den Kirchenbüchern vorhanden sein. Sollte meine erste Anzeige keinen Erfolg haben, so werde ich meine nächste mit der Absicht einrücken lassen, diese Eintragung zu entdecken."

„Und wenn Du nach unendlicher Mühe finden solltest, daß sie die Frau eines Andern ist, welchen Lohn wirst Du für die verlorene Zeit und für alle Deine Unannehmlichkeiten haben?"

„Die Befriedigung, sie in einer sicheren und ehrenvollen Stellung zu wissen. Ich liebe sie zu sehr, um über ihr Schicksal in Ungewißheit zu bleiben."

„Nun, Gilbert, ich weiß, daß guter Rath in Fällen wie dieser gewöhnlich weggeworfen ist; aber ich habe meine bestimmte Ansicht über die Sache. Nach meiner Meinung kann es nur einen klugen Weg für

Dich geben und dieser ist, Dich nicht weiter um die Geschichte zu kümmern, sondern Dich in das Unvermeidliche zu fügen. Ich erkenne an, daß Miß Nowell Deiner Zuneigung vollkommen würdig war; aber Du weißt, wie es im alten Lied heißt: „Wenn sie mir nicht geneigt ist, was kümmere ich mich, wie schön sie ist?" Es giebt Frauen genug in der Welt und die Wahl bietet ein ausgedehntes Feld dar."

„Nicht für mich, John. Marian Nowell ist das einzige weibliche Wesen, das ich jemals geliebt habe, das einzige weibliche Wesen, das ich jemals lieben kann."

„Mein lieber Junge, es ist natürlich genug, daß Du dies jetzt glaubst. Uebers Jahr wirst Du ganz anders denken."

„Nein, John. Aber ich will mich jetzt nicht meiner Beständigkeit rühmen. Lassen wir die Sache ruhen. Ich weiß, daß mein Leben gebrochen ist, daß dieser Schlag mir keine andere Hoffnung mehr übrig gelassen hat, als die, das Mädchen, das mich so tief verletzt hat, zu finden. Ich will Dich nicht mit meinen Klagen belästigen. Ich habe, seit ich mich in diesem Zimmer befinde, nur von mir gesprochen. Erzähle mir jetzt von Deinen Angelegenheiten, Jack, alter Freund. Wie ist es Dir ergangen seit wir uns im vorigen Jahre zu Liverpool getrennt haben?"

„Nicht besonders gut. Meine finanzielle Lage wird mit jedem Jahre ein wenig schwieriger, aber ich

helfe mir so gut es geht durch. Ich habe wie ein Galeerensklave gearbeitet und endlose Beiträge für Zeitschriften geliefert, und jetzt bin ich mit einem Buch beschäftigt, ja Gil, mit einem Buch, das, wie ich hoffe, große Dinge für mich thun wird, wenn es mir jemals gelingt, es fertig zu bringen."

„Ist es ein Roman?"

„Ein Roman! nein!" rief John Saltram mit einer Grimasse, „es ist ein Roman der Wirklichkeit, mit dem ich mich beschäftige. Mein Buch ist ein Leben von Jonathan Swift. Er war, wie Du weißt, stets ein Lieblingsstudium von mir, dieser glänzende grundsatzlose, unduldsame, cynische, unwiderstehliche, unglückliche Mann. Scotts Biographie scheint mir nur ein zahmes Gemälde zu geben und andere sind nur Skizzen. Die meinige wird eine präraphaelitische Studie sein, treu wie eine Photographie, sorgfältig wie eine Miniature auf Elfenbein und in Lebensgröße."

„Ich bin überzeugt, daß sie Dir seiner Zeit Ruhm und Geld einbringen wird," antwortete Gilbert. „Und wie steht es mit Mrs. Branston? Ist sie eben so reizend wie immer?"

„Ein wenig mehr womöglich. Der alte Michael Branston ist todt. Es ging vor einem Monat plötzlich mit ihm zu Ende. Die Wittwe sieht reizend in ihrer Trauer aus."

„Und Du wirst sie wahrscheinlich heirathen, Jack, wenn das Trauerjahr vorüber ist.“

„Nun ja, es wäre möglich,“ sagte John Saltram in gleichgiltigem Tone.

„Ich verstehe Dich nicht. Warum diese Sprache? Ist das Vermögen der Dame zweifelhaft?“

„O nein, damit steht es sicher genug. Michael Branstons Testament wies ein baares Vermögen von hundertundzwanzig Tausend aus; dazu ein Haus in London, die Villa zu Maidenhead und ein Landgut bei Leamington. — Alles der Wittwe vermacht.“

„Dies wäre eine glänzende Heirath für Dich, Jack.“

„Glänzend allerdings, ein ganz ungewohnter Glücksfall für einen solchen Burschen wie ich bin. Aber ich zweifle sehr, ob ich der Mann für ein solches Leben wäre. Ich würde im Stande sein, es für eine Art vergoldeter Sklaverei zu halten, Gil, und es würde Gefahr vorhanden sein, daß ich die Ketten abschüttelte.“

„Aber Mrs. Branston ist Dir doch nicht gleichgiltig, Jack?“

„Nein, im Gegentheil, ich habe sie zu lieb, um sie zu täuschen. Sie würde eine warme Zuneigung von einem zweiten Gatten verlangen. Sie ist voll romantischer Ideen und schülerhafter Ansichten vom Leben, die sie in der Knospe abschneiden mußte, als sie mit dem alten Branston zum Altare ging, die aber

jetzt, wo sie wieder frei ist, in volle Blüthe getreten sind."

„Hast Du sie seit dem Tode ihres Gatten oft gesehen?"

„Nur zweimal — einmal unmittelbar nach dem Begräbniß und dann gestern. Sie wohnt gegenwärtig in ihrem Hause in Cavendish-Square."

„Ich hoffe, daß Du sie heirathen wirst. Ich möchte Dich gerne im ruhigen Fahrwasser und mit einem bestimmten Zweck im Leben sehen. Ich wünschte, daß Du diesen düstern Räumen den Rücken wendetest."

„Nun, sie sind allerdings nicht besonders glänzend. Ich weiß nicht, wie vielen Generationen von unbeschäftigten Advokaten diese Stühle und Tische schon Dienste geleistet haben. Es weht in den Zimmern eine Atmosphäre des Bankerots; aber sie sagen mir zu. Ich bin, wie Du weißt, nicht immer hier; ich bringe vielmehr einen guten Theil meiner Zeit auf dem Lande zu."

„Wo?"

„Zuweilen da, zuweilen dort, wohin mich meine müßige Laune gerade führt. Ich ziehe solche Orte vor, wo ich am wenigsten von dem Stadtvolk zu sehen bekomme. So lange ein Fluß in der Nähe meiner Wohnung ist, kann ich mich mit einem Nachen und

einer Angelruthe ziemlich gut unterhalten und meine Sorgen vergessen."

„Du bist vermuthlich, seit ich England verlassen habe, nicht in Lidford gewesen?"

„Ja, ich war während des Winters eine oder zwei Wochen in Heatherly. Der arme alte David Forster ließ mir keine Ruhe, bis ich ihn besuchte. Er war krank und in einer sehr traurigen Lage, verlassen von seinen übrigen Bekannten und an das Haus gefesselt, das so viele peinliche Erinnerungen für ihn hat. Es war ein Werk der Barmherzigkeit, ihm Gesellschaft zu leisten."

„Hast Du den Capitain Sedgewick oder Marian gesehen, während Du dort warst?"

„Nein, ich hätte gern den lieben alten Capitain besucht; aber Forster war so rücksichtslos in seinen Ansprüchen, daß ich nicht von ihm wegkommen konnte."

Gilbert blieb bis spät in die Nacht bei seinem Freund, über einem Glase leichten Weines und einer Cigarre die Begebenheiten auf dieser Seite des Erdballs während seiner Anwesenheit auf der andern Seite besprechend. Von Marian oder Gilberts Plänen für die Zukunft war keine Rede mehr. Er wollte John Saltram mit diesen Dingen, die ihm so sehr am Herzen lagen, nicht lästig fallen, denn er wußte, daß es auch für die Freundschaft Grenzen giebt, die man nicht überschreiten darf.

Die Unterhaltung nahm nach und nach einen sehr lebhaften und heitern Charakter an, und es war der angenehmste Abend, den Gilbert Fenton seit langer Zeit zugebracht hatte, trotz der schweren Bürde, die auf seinem Herzen lastete und trotz der trostlosen Ansicht, welche John Saltram von seiner Lage hegte.

„Lieber, alter John,“ sagte er, als sie sich beim Abschied die Hände schüttelten, „ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich mich gefühlt habe, Dich wiederzusehen. Wir waren noch nie so lange von einander getrennt gewesen, seit wir uns zum erstenmal in Oxford gesehen haben.“

Der Andere schien durch diesen Ausdruck der Zuneigung gerührt, scheute sich aber nach Art der Engländer bei solchen Gelegenheiten, seine Gefühle zu verrathen.

„Mein lieber Gilbert, es sollte mir sehr angenehm sein, dies zu hören; ich zweifle aber daran, ob ich dessen würdig bin. Was meine eigene Zuneigung für Dich betrifft, so ist keine Ungleichheit zwischen uns, aber Du bist ein weit besserer Mensch als ich und Du wirst wahrscheinlich für die Dauer aus Deiner Freundschaft für einen Ruchlosen wie ich keinen großen Gewinn ziehen.“

„Das ist Alles Unsinn, John. Diese Art von vager Selbstanklage ist ohne alle Bedeutung. Ich

zweifle nicht daran, daß ich es erleben werde, Dich als großen Mann zu sehen und stolz darauf zu sein, Dich als den Freund meiner Jugend in Anspruch nehmen zu dürfen. Mr. Branstons Tod hat Dir den Weg frei gemacht und die Aussicht auf eine glänzende Zukunft steht Dir offen."

„Die Aussicht steht mir offen! Ja. Ich sage Dir, es giebt Menschen, für die Alles in der Welt zu spät kommt."

„Was meinst Du damit?"

„Blos, daß ich daran zweifle, ob Du mich jemals als Adela Branstons Gatten sehen wirst."

„Ich kann Dich nicht begreifen, John."

„Mein lieber Junge, darin liegt nichts Ungewöhnliches. Es giebt Zeiten, wo ich mich selbst nicht begreife."

Zehntes Capitel.

Jacob Nowell.

Die Tage verflossen und brachten Gilbert keine Antwort auf seine Zeitungsanzeige. Er fragte in dem Postbureau des Morgens und Abends nach, nur, um stets dasselbe Resultat zu finden. Ein dumpfes, leeres Gefühl, eine Art Erstarrung des Geistes und des Herzens begann sich seiner nach und nach zu bemächtigen. Er besorgte zwar die Geschäfte auf dem Comptoir in seiner gewohnten Weise, aber alles Interesse dafür war verschwunden.

Die Anzeige war zum sechsten Mal erschienen und Gilbert hatte eine zweite entworfen, worin er eine Belohnung von 20 Pfund für jeden directen Beweis von Marians Heirath aussetzte, als ihm eines Abends in dem Postbureau ein Brief, der in einer sonderbar kritzelnden Hand adressirt war und den Poststempel London trug, übergeben wurde.

Sein Herz schlug laut und schnell, als er das Couvert aufriß. Es enthielt nur ein Blättchen Papier,

auf dem in derselben halb leserlichen zitternden Handschrift folgende Worte geschrieben waren:

„Die Person, welche die Anzeige in Betreff der Marian Nowell erlassen hat, wird ersucht in Nr. 5 Queen Annes-Court Wardour-Street an einem beliebigen Abend nach sieben Uhr vorzusprechen.“

Dies war Alles. Trotz dem aber war Gilbert überzeugt, daß der Schreiber in einer Stellung sein müsse, ihm einige Aufschlüsse über den Gegenstand seiner Nachforschung zu geben. Es war sechs Uhr, als er die Mittheilung erhielt. Von dem Postbureau begab er sich in der größten Aufregung nach seiner Wohnung, nahm ein hastiges Diner ein und machte sich dann sofort nach Wardour-Street auf den Weg.

Es war Zeit genug zum Gehen und er hoffte, daß der Gang einigermaßen dazu dienen werde, seine fieberhafte Aufregung zu beschwichtigen, die er nicht gerne vor Fremden zur Schau stellen wollte. Die Adresse, die er aufsuchte, gab ihm allerlei zu denken. Was konnten Leute, die an einem solchen Orte wohnten, von Derjenigen wissen, nach der er forschte.

Er war um dreiviertel auf sieben Uhr in Wardour-Street, aber er hatte bedeutende Mühe, Queen Annes-Court zu finden und die Uhren in der Nachbarschaft schlugen die Stunde aus, als er in eine enge Gasse mit schmutzigen Läden auf der einen und einer

hohen rußigen Mauer auf der andern Seite einbog. Das Gas brannte matt in dem Fenster von Nr. 5 und eine Menge alten Silbers, angelaufen und schwarz, war hinter dem, durch ein Drahtgitter verwahrten Fenster sichtbar. Auch einige alte Schmuckgegenstände und eine kleine hölzerne Schüssel, mit Goldmünzen gefüllt, waren vorhanden.

Auf einer an der Thüre des Hauses angebrachten Messingplatte erschien der Name „Jacob Nowell, Silberschmied und Geldwechsler.“

Gilbert Fenton betrachtete überrascht diese Aufschrift. Es mußte ein Verwandter Marians sein, den er zu sehen im Begriff war.

Er öffnete die Thür, ein wenig verwirrt über diese Entdeckung, und der schrille Ton einer Glocke gab den Inwohnern von seinem Eintritt Kunde. Ein großer magerer junger Mann mit blassem Gesicht und glattem schwarzen Haar kam aus einer Thüre im dunkeln Hintergrund hervor und fragte mit scharfer Stimme, was der Besucher wünsche.

„Ich wünsche Mr. Nowell, den Schreiber eines Briefes zu sehen, der an das Postbureau in Wigmore-Street gerichtet war.“

Der blasse junge Mann verschwand ohne ein Wort und ließ Gilbert in dem schwach erleuchteten Laden stehen, wo er noch mehr altes Silber in Glas-

schränken, geschnitzte Ebenholz-Möbel und da und dort ein altes Oelbild in schmutzigen Rahmen sah. Auf dem Zähltisch stand ein Glaskasten, welcher fremde Banknoten und Gold, einige sonderbare alte Uhren, silberne Trinkbecher und eine goldene Tabaksdose enthielt.

Während Gilbert so wartete, hörte er in einem Nebenzimmer Stimmen — die schrillen Töne des blassen jungen Mannes und eine schwache alte Stimme — und dann nach einem Aufschub, der seiner Ungeduld sehr lang vorkam, erschien der junge Mann wieder und sagte ihm, daß Mr. Nowell bereit sei, ihn zu sprechen.

Gilbert trat in das Nebenzimmer, ein kleines dunkles Gemach, das mehr als der Laden selbst mit einer Sammlung von Silberwaaren, Bildern und Gegenständen aller Art angefüllt war. Trotz der Schwüle des Juliabends brannte ein Feuer im Kamin und an demselben saß der Eigenthümer des Gemachs, seine Füße auf dem Gitter und seine knochigen Hände auf den Knien.

Er war ein alter Mann mit langem weißen Haar, das unter einer alten Sammetkappe hervorhing, und glänzenden schwarzen Augen, die tief in dem dünnen blassen Gesichte standen. Seine Nase war stark gebogen und gab dem Gesichte, das einst hübsch gewesen sein mochte, einigermaßen ein vogelartiges Aussehen. Er

war in einen langen Schlafrock von dickem grauen Wollenstoff gehüllt.

Der blasse junge Mann blieb an der halben Glasthüre zwischen dem Zimmer und dem Laden stehen, als ob er von der bevorstehenden Unterredung zwischen seinem Herrn und dem Fremden gerne Zeuge gewesen wäre; aber der alte Mann sah ihn scharf an und sagte:

„Schon gut, Tulliver; Sie können wieder in den Laden gehen. Wenn Abraham diesen Abend das Silber bringt, so sagen Sie ihm, ich könne vierzehn Schilling für die Unze geben, keinen Pfennig mehr.“

Mr. Tulliver entfernte sich, indem er die Thüre ein wenig offen ließ; aber die durchdringenden schwarzen Augen seines Herrn bemerkten sogleich dieses Manöver. „Wollen Sie wohl die Güte haben, diese Thüre ganz sicher zu schließen, Sir?“ sagte er zu Gilbert. „Dieser junge Mensch ist sehr neugierig. Ich fürchte, ich habe ihn zu lange behalten. Das ist ein Mißgriff. Man spricht von alten Dienern, aber die Hälfte aller Diebstähle in der Welt wird von alten Dienern begangen. Nehmen Sie gefälligst Platz, Sir. Sie werden dieses Zimmer etwas heiß finden; aber ich bin ein alter Mann und frostig und kann nicht ohne Feuer leben.“

„Ich bin in großer Bekümmerniß zu Ihnen gekommen,“ sagte Gilbert, indem er sich auf den einzigen

leeren Stuhl im Zimmer setzte, „und mit einiger Hoffnung, daß Sie im Stande sein werden, mich zu beruhigen, indem Sie mir Nachricht über Miß Marian Nowell geben.“

„Ich kann Ihnen keine Nachricht über sie geben.“

„So!“ rief Gilbert mit bitterm Schmerz der Enttäuschung, „und sie haben doch auf meine Anzeige geantwortet.“

„Ich that es, weil ich Grund zur Annahme habe, daß diese Marian Nowell meine Enkelin ist.“

„Das ist sehr möglich.“

„Können Sie mir den Namen ihres Vaters nennen?“

„Percival Nowell. Ihre Mutter war eine Miß Lucy Geoffry.“

„Ganz richtig,“ sagte der alte Mann. „Percival Nowell war mein einziger Sohn, mein einziges Kind in früheren Jahren. Er war mein einziger Sohn und seine Mutter und ich waren thörigt genug, stolz auf sein gutes Aussehen und sein gewandtes Benehmen zu sein, nnd wir erzogen ihn als Gentleman, schickten ihn auf eine kostspielige Schule und dann an die Universität und schränkten uns seinetwegen in jeglicher Weise ein. Mein Vater war ein Gentleman und ich selbst habe erst, als ich in der Rechtslaufbahn wegen Umständen, die ich hier nicht zu erwähnen brauche, keinen Erfolg

gehabt, dieses Geschäft ergriffen. Ich würde jedes vernünftige Opfer für diesen meinen Sohn gebracht haben. Ich wünschte, daß er ein Gentleman werde und seinen Weg in einen der gelehrten Fächer mache. Nachdem er längere Zeit gewählt und gewechselt hatte, entschloß er sich zur Advokatur, nahm eine Wohnung im Temple, ließ mich alle Kosten bezahlen und gab vor zu studieren; aber ich fand bald, daß er ein wildes, verschwenderisches Leben führte und aller Wahrscheinlichkeit nach zu gar nichts gut sei. Er gerieth in Schulden, zog Wechsel auf mich und benahm sich in der unverschämtesten Weise. Wenn ich ihn kommen ließ und wegen seines nichtswürdigen Benehmens zur Rede stellte, so sagte er mir, ich sei ein Geizhals, lebe, um Geld zusammenzuscharren, in einer Hundehütte und verdiene keine andere Behandlung, als er sie mir angedeihen lasse. Ich mag mich damals in bessern Umständen befunden haben, als ich ihn wissen zu lassen für gut fand, denn ich hatte bald entdeckt, mit welchem rücksichtslosen Schurken ich es zu thun hatte. Hätte er sich anständig benommen, so würde er mich freigebig genug gefunden haben. So aber sagte ich ihm, er solle seines Wegs gehn und so lange er lebe, keinen Schilling mehr von mir erwarten. Wie er es darauf anstellte, um zu existiren, ist mir ein Geheimniß. Er trieb sich viel mit anrüchigen Menschen herum und ich

glaube, daß er durch Spielen und Wetten sich eine Einnahme verschaffte. Seine Mutter beraubte mich für ihn und schickte ihm zu verschiedenen Zeiten nicht unbedeutende Geldsummen, wie ich später herausbrachte. Mein Geschäft war damals besser als jetzt und es ging so viel Geld durch meine Hände, daß es meiner Frau ein Leichtes war, mich zu betrügen. Die arme Seele! Sie ist seit fünfzehn Jahren todt und ich habe ihr vollständig verziehen. Sie liebte diesen jungen Mann bis zum Wahnsinn. Hätte er einer Stufe bedurft, um den Zweck seiner Wünsche zu erreichen, so würde sie sich in den Staub gelegt haben, um ihn über sich wegschreiten zu lassen. Ich glaube, es liegt in der Natur von Müttern, ihre Söhne so zu lieben. Gut, Sir, ich sah meinen Gentleman von diesem Tage an nicht mehr. Ich hatte Briefe genug von ihm, die alle Geld verlangten — drohende Briefe, klägliche Briefe, in denen er betheuerte, er werde sich umbringen, wenn er nicht mit Wendung der Post diese oder jene Summe erhalte; aber ich sandte ihm nie einen Schilling. Ein Jahr, nachdem wir uns zum letztenmal gesehen, erhielt ich die Anzeige von seiner Heirath mit Miß Geoffry. Er schrieb mir, daß er sich, wenn ich ihm ein anständiges Einkommen gewähren würde, sich bessern und ein solides Leben führen wolle. Auf diesen Brief antwortete ich, daß ich, wenn er kommen wolle, um

als Commis bei mir zu dienen, ihm und seiner Frau Kost und Wohnung und solchen Lohn geben werde, wie er ihn verdiene. Ich sagte ihm, ich hätte ihm alle Gelegenheit geboten, ein Gentleman zu werden und er habe sie weggeworfen. Ich wolle ihm jetzt die Mittel an die Hand geben, in einer niedrigeren Stellung durch Fleiß und Ausdauer sich eine gesicherte Zukunft zu bereiten. Wenn er glaube, daß ich in dieser Stellung ein Vermögen erworben habe, so liege darin um so mehr Grund, sein Glück zu versuchen. Dies war der letzte Brief, den ich ihm geschrieben. Er blieb unbeantwortet; aber anderthalb Jahre darauf kamen einige Zeilen an seine Mutter, worin er ihr die Geburt einer Tochter meldete, die nach ihr Marian genannt wurde. Dieser letzte Brief kam von Brüssel."

„Und haben Sie danach nichts weiter von Ihrem Sohne gehört?" fragte Gilbert.

„Nichts. Ich glaube, daß seine Mutter von Zeit zu Zeit im Geheimen Briefe von ihm erhielt und daß, als dieselben plötzlich ausblieben, der Kummer um ihren unwürdigen Sohn — ein Kummer, den sie mir zu verbergen suchte — viel dazu beitrug, ihr Leben abzukürzen. Die arme Seele hat sich niemals beklagt, niemals Percys Namen genannt, bis zuletzt, wo sie mich bat, gütig gegen ihn zu sein, wenn er jemals kommen sollte, um meine Güte in Anspruch zu nehmen.

Ich gab ihr das Versprechen, daß er, wenn dieser Fall eintreten sollte, an mir einen bessern Freund finden werde, als er es verdiene. Es ist schwer, die letzte Bitte eines treues Weibes, das dreißig Jahre lang geduldig seine Schuldigkeit gethan, abzuschlagen."

„Haben Sie Grund zur Annahme, daß Ihr Sohn noch lebt?"

„Ich habe keinen Beweis von seinem Tode. Er mag todt sein. Ich glaube, er ist todt; sonst würde er gewiß weitere Versuche gemacht haben, Geld von mir zu erhalten."

„Sie haben keine Schritte gethan, um ihn aufzufinden?"

„Nein. Wenn er meiner bedarf, so weiß er, wo ich zu finden bin. Ich blieb fest in meinem Entschluß. Es war seine Sache, zu mir zu kommen. Als ich vor einer Woche den Namen von Marian Nowell in Ihrer Anzeige las, war ich neugierig, ob es meine Enkelin sei, die Sie suchten. Ich konnte mich aber bis zu diesem Morgen nicht entschließen, einen Schritt deshalb zu thun, da ich es nicht der Mühe werth hielt, Erkundigungen anzustellen; aber ich vermochte die Sache nicht aus dem Kopfe zu bringen und das Ende davon war, daß ich Ihre Anzeige beantwortete. Ich bin, wie Sie sehen, ein alter Mann ohne ein Geschöpf, das mir angehört und es möchte ein Trost

sein, Jemand von meinem eigenen Fleisch und Blut zu treffen. Was ich hinterlasse, wenn ich sterbe, wird zwar nicht viel sein, aber es kann ebenso gut dem Kinde meines Sohnes, als einem Fremden zukommen."

„Wenn Ihre Enkelin aufgefunden wird, so werden Sie dieselbe Ihrer würdig finden. Obschon sie mir schweres Leid zugefügt hat, so halte ich sie doch für alles Das, was gut, rein und wahr ist."

Der alte Mann fragte, was sie ihm zugefügt habe.

Gilbert erzählte darauf die Geschichte seiner Verlobung und wie bitter seine Hoffnung bei seiner Rückkehr aus Australien getäuscht worden. Der alte Mann hörte ihm mit großem Interesse zu. Er billigte Gilberts Absicht, eine Anzeige in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen, um Nachricht von einer allenfallsigen Heirath zu erlangen und dann erbot er sich, seinen Antheil an den Auslagen für die Nachforschung zu tragen.

Gilbert lächelte über das Anerbieten.

„Sie wissen nicht, welch' ein werthloses Ding das Geld jetzt für mich ist," sagte er, „und wie leicht ich den Verlust desselben nehme."

Darauf verließ er Queen Annes-Court, nachdem er Jacob Nowell versprochen hatte, seinen Besuch zu wiederholen, sobald er über den Verlauf seiner Nachforschungen etwas Bemerkenswerthes zu berichten habe.

Mit schwerem Herzen und niedergedrückt durch die Vereitlung der Hoffnung, die der Brief des alten Mannes in ihm erweckt hatte, kehrte er nach Wigmore-Street zurück. Es lag ihm wenig daran, das Vorleben von Marians Vater zu kennen, während Marians Schicksal ihm fortwährend verborgen blieb.

Eilftes Capitel.

Die Heirath zu Wygrove.

Am folgenden Tage trug Gilbert Fenton seine zweite Anzeige, worin er für jede glaubwürdige Nachricht über die Heirath von Marian Nowell zwanzig Pfund versprach, in das Büreau der „Times.“ Eine Woche verging, während welcher die Anzeige jeden zweiten Tag eingerückt wurde, und zu Ende dieser Zeit traf ein Brief von dem Kirchspielschreiber zu Wygrove ein, welcher meldete, daß am 14. März John Holbrook und Marian Nowell in der Kirche dieses Ortes getraut worden seien. Wygrove war eine kleine Stadt, etwa vierzig Meilen weiter von London entfernt als Lidford. Am Morgen nach dem Empfang dieses Schreibens verließ Gilbert Fenton mit dem ersten Zuge London und um drei Uhr befand er sich in Wygrove, das sechs Meilen von der nächsten Eisenbahnstation entfernt lag.

Es war die langweiligste kleine Stadt, die Gilbert bis jetzt gesehen hatte, bestehend aus einer melan=

cholischen Hauptstraße mit einem leeren Marktplatz, aus einem Stadthaus, das aussah, als sei es seit Menschengedenken nicht geöffnet worden, aus einer alten gothischen Kirche, die für die Bedürfnisse des Orts viel zu groß war und aus einzelnen Villen, die in der Umgebung zerstreut lagen.

An der einen Seite der Kirche befand sich ein kleiner, netter und sehr reinlicher Platz mit Häusern, deren Wohnzimmer nach Art dieser alten Orte unter der Oberfläche des Bodens lagen. An den Fenstern war eine große Schaustellung von Geranien und Ordnung und Sauberkeit zeichnete alle diese bescheidenen Gebäude aus. Hierher war Mr. Fenton in dem Wirthshause, wo ihn die Kutsche abgesetzt hatte, auf seine Frage nach dem Kirchspielschreiber, Thomas Stoneham, gewiesen worden. Er war so glücklich, Mr. Stoneham zu treffen, wie er sich auf der Schwelle seines Hauses sonnte, während sich aus dem netten, kleinen Wohnzimmer, so früh es noch war, bereits das angenehme Klappern des Theegeschirrs vernehmen ließ.

Thomas Stoneham war ein Mann von mittlerem Alter, langsam und würdevoll in seinem Auftreten, mit einer starken Neigung zum Pomphaften, die er indeß durch die Artigkeit seines Benehmens so angenehm als möglich zu machen suchte. Er hatte

einen hohen Begriff von seinem Amte, das er weit über andere Würden dieser Erde stellte. „Die Welt würde recht gut ohne Bischöfe bestehen können,“ dachte er, wenn er bei seiner Pfeife über diese Dinge nachsann, „was würde aber aus einem Kirchspiel werden, in welchem es keinen Schreiber gäbe?“

Als dieser Herr Gilbert Fenton herannahen sah, dachte er sich sogleich, daß es wegen des Briefes sei, den er am Tage vorher abgesendet hatte. Die Ankunft eines Fremden in Wygrove war ein so seltenes Ereigniß, daß diese Schlußfolgerung gerade keinen besondern Scharfsinn erforderte.

„Ich glaube, Sie sind Mr. Stoneham,“ sagte Gilbert „und der Schreiber eines Briefs zur Beantwortung einer Anzeige in der „Times“.“

„Mein Name ist Stoneham, Sir; ich bin der Schreiber dieses Kirchspiels und war es seit zwanzig Jahren und länger, wie ich es in meinem Briefe erwähnt habe. Wollen Sie die Güte haben, herein zu treten?“

Mr. Stoneham schwenkte die Hand nach dem Wohnzimmer, in das Gilbert hinabstieg. Hier fand er Mrs. Stoneham, eine sanfte kleine Frau mit sandfarbigem Haare, welche die Würde ihres Eheherrn mit ihrem Gewichte niederzudrücken schien und Miß Stoneham, ebenfalls mit sandfarbigem Haare und

einer großen Anzahl steifer kleiner Löckchen, welche allenthalben aus ihrem Kopfe hervorsproßten.

Diese Damen wollten sich beim Eintritt Gilberts entfernen; aber er bat sie, zu bleiben und nach einigem Zaudern verstanden sie sich dazu, indem Mrs. Stoneham ihren Sitz vor dem Theetisch wieder einnahm und Miß Stoneham sich in ein Fenster zurückzog, wo sie sich mit dem Ausputz eines Hutes beschäftigte.

„Ich wünsche Alles über diese Heirath zu erfahren, Mr. Stoneham," begann Gilbert, als er sich in einen hübschen Lehnstuhl niedergelassen hatte. „Vor Allem bitte ich mir zu sagen, wo Mr. und Mrs. Holbrook jetzt leben."

Der Kirchspielschreiber schüttelte gravitätisch den Kopf.

„Kann nicht geschehen, Sir," sagte er; „wo Mr. und Mrs. Holbrook hingingen, als sie von hier abreisten, weiß der Himmel. Sie verließen die Stadt sogleich nach der Trauung. Ein Wagen mit dem Gepäck stand vor der Kirche, um sie direct nach der Bahnstation zu bringen. Ich sah sie einsteigen und wegfahren und das ist Alles, was ich von ihnen weiß, seit sie in jener Kirche getraut worden sind."

„Sie wissen nicht, wer dieser Holbrook ist?"

„Eben so wenig als ein neugeborenes Kind. Er

war ein Fremder in diesem Ort und nur lange genug hier, um sich die Heirathslicenz zu verschaffen. Ich möchte ihn für einen Gentleman halten; aber er war keine angenehme Persönlichkeit, sehr steif und abstoßend in seinem Benehmen. Er war nicht der Mann, den ich gewählt hätte, wenn ich eine schöne junge Dame wie Miß Rowell gewesen wäre; aber über den Geschmack läßt sich nicht rechten und sie schien eine lebhafte Zuneigung für ihn zu hegen. Sie war so bewegt, als sie getraut wurden, wie ich es noch von Niemand gesehen habe. Sie weinte während der ganzen Ceremonie still vor sich hin und als sie vorüber war, fiel sie in Ohnmacht. Es mag ihr hart angekommen sein, auf diese Weise ohne die Gegenwart eines Freundes sich zu verheirathen. Sie war auch in Trauer, in tiefer Trauer."

„Können Sie mir eine Beschreibung von diesem Mann — diesem Mr. Holbrook geben?"

„Nein, Sir; er war eine ganz gewöhnliche Persönlichkeit zwischen dreißig und vierzig Jahren, ein Gentleman, für den ich selbst keine Vorliebe haben würde, wie ich bereits gesagt habe; aber junge Frauenzimmer sind so wunderlich und launenhaft, daß man nie weiß, wie man mit ihnen daran ist."

„War Miß Rowell vor ihrer Verheirathung lange zu Wygrove?"

„Etwa drei Wochen. Sie wohnte bei Miß Long, einer Freundin meiner Tochter. Wenn Sie irgend eine Frage an Miß Long zu stellen wünschen, so kann unsere Jemina sogleich mit Ihnen zu ihr hingehen.“

„Dies wäre mir sehr angenehm,“ antwortete Gilbert schnell.

Er stellte noch mehrere Fragen; aber Mr. Stoneham konnte ihm keine andere Auskunft geben als über den Heirathsact. Gilbert wußte nun, daß das Mädchen, das er so innig geliebt, dem er so rückhaltslos vertraut hatte, gänzlich für ihn verloren, daß er auf eine grausame und herzlose Weise getäuscht worden sei. Ja, sie hatte ihn getäuscht, hatte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach niemals geliebt. Er machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß er seine Bewerbung zu hitzig verfolgt, ohne Rücksicht auf Marians Gefühle, mit der hartnäckigen Ueberzeugung, daß er sie nur zu gewinnen brauche, um das Glück Beider zu sichern.

Als Gilbert sich überzeugt hatte, daß er von Mr. Stoneham keine weiteren Aufschlüsse zu erwarten habe, erklärte er, daß er von der Bereitwilligkeit der schönen Jemina, ihn zu Miß Long zu begleiten, Gebrauch zu machen wünsche. Während Miß Stoneham damit beschäftigt war, ihren Hut aufzusetzen, schlug der Schreiber vor, Gilbert in die Kirche zu

führen und ihm die Eintragung der Heirath im Kirchenbuch zu zeigen.

Gilbert stimmte bei und begleitete Mr. Stoneham zu einer kleinen Seitenthüre, durch die sie in die alte Kirche traten, wo das Licht gedämpft durch die farbigen Fenster hereinfiel, die mehr Bleieinfassung als Glas hatten. Die Luft in diesem Raume war selbst an diesem warmen Juliabend kalt und fröstelnd und die Sacristei, in die Mr. Stoneham seinen Begleiter führte, hatte einen feuchten moderigen Geruch.

Der Schreiber öffnete einen Schrank und brachte das Kirchenbuch, einen großen Folioband, in dunkles Leder gebunden, zum Vorschein. Dieses Buch legte er auf der Seite, wo Marians Heirath eingetragen war, aufgeschlagen vor Gilbert hin. Ja, da stand die bekannte Unterschrift in der schönen fließenden Hand, die er so sehr geliebt hatte. Es war seine Marian und keine andere, die diesen John Holbrook in dieser alten düstern Kirche angetraut worden war.

Der Name des Bräutigams war in einer steifen festen Hand geschrieben und jeder einzelne Buchstabe mit ungewöhnlicher Sorgfalt geformt, als ob die Absicht vorgelegen, die Schrift zu verstellen.

Wer konnte dieser John Holbrook sein? Gilbert war überzeugt, daß er den Namen zu Lidford niemals gehört hatte. Auch konnte er nicht glauben, daß,

wenn zwischen diesem Mann und Marian vor seiner Bekanntschaft mit ihr ein näheres Verhältniß bestanden hätte, Capitain Sedgewick so unehrenhaft gewesen wäre, ihm dies zu verheimlichen. Dieser John Holbrook mußte demnach erst während Fentons Abwesenheit von England nach Lidford gekommen sein; obschon ihm Sarah Down nichts von einem neuen Besucher in dem Hause des Capitains mitzutheilen gewußt.

Er copirte den Heirathseintrag auf ein Blatt in sein Taschentuch, händigte Mr. Stoneham zwei Zehnpfund-Noten ein und verließ die Kirche. Die Tochter des Schreibers wartete draußen auf ihn und sie gingen sogleich nach dem Hause, wo Miß Nowell während ihres Aufenthalts zu Wygrove gewohnt hatte.

Das Haus lag auf einer netten kleinen Terrasse in der Umgebung der Stadt, ein Haus, zu dem man auf einer Steintreppe von fleckenloser Sauberkeit gelangte. Durch eine halbe Glasthüre trat man sogleich in ein freundliches Wohnzimmer, wo es nach Rosenblättern und Lavendel roch. Hier wurde Gilbert der Miß Long vorgestellt, einer ledigen Dame von unbestimmten Alter, welche steife Zöpfe von verdächtigem schwarzen Haar unter einem imposanten Gebäude von Spitzen und künstlichen Blumen und ein rostiges

schwarzes Seidenkleid trug, dessen Oberleib so dicht anlag, als ob es eine Art Harnisch wäre. Diese Dame empfing Mr. Fenton sehr freundlich und erklärte sich bereit, ihm alle Auskunft über Miß Rowell zu geben, die in ihrer Macht stehe.

Unglücklicher Weise aber war das, was in ihrer Macht stand, nur sehr wenig.

„Eine angenehmere junge Dame hat nie gelebt, als Miß Rowell,“ sagte sie. „Ich habe viele Miethsbewohner innen gehabt, seit der Tod meines Vaters mich auf meine eigenen Hilfsquellen angewiesen hat; aber ich habe niemals eine gehabt, zu der es mich so hinzog, als zu Miß Rowell, obschon sie kaum drei Wochen bei mir wohnte.“

„Schien sie glücklich während dieser Zeit?“ fragte Gilbert.

„Nein, das kann ich nicht sagen. Sie theilte mir mit, daß ihr Onkel erst seit kurzer Zeit todt sei und ich dachte zuerst, daß dies der einzige Kummer sei, den sie auf der Seele habe, aber nach einiger Zeit, als ich ihr Vertrauen gewonnen hatte und sie noch immer sehr niedergeschlagen und traurig war, gestand sie mir, daß sie sich sehr übel gegen einen Gentleman benommen, mit dem sie verlobt gewesen und daß der Gedanke an ihr Benehmen gegen ihn ihr an der Seele nage. „Ich glaube, daß nichts

Gutes von meiner Heirath kommen kann, Miß Long," sagte sie zu mir; „ich glaube sicher, daß ich für meine Falschheit gegen den braven Mann, der mich so aufrichtig geliebt hat, gestraft werden muß. Aber es giebt Dinge im Leben, die wie das Schicksal sind. Sie ergreifen uns in einem Augenblick und wir haben keine Kraft, gegen sie zu kämpfen. Ich glaube, daß es mein Schicksal war, John Holbrook zu lieben. Es giebt nichts in der Welt, was ich seinetwegen nicht zu thun vermöchte. Wenn er mein Leben verlangt hätte, so würde ich es ihm eben so freudig gegeben haben, als meine Liebe. Von dem ersten Augenblicke an, wo ich ihn sah, war er mein Gebieter."

„Dieser Mr. Holbrook war wahrscheinlich sehr in Sie verliebt?"

„Ich glaube es; aber er war nicht der Mann, seine Gefühle sehr zur Schau zu stellen. Sie machten lange Spaziergänge mit einander, obschon es März und kaltes windiges Wetter war und sie schien jederzeit glücklicher, wenn sie von einem solchen zurückkehrte. Er kam jeden Abend, um Thee mit ihr zu trinken und ich hörte sie mit einander plaudern, wenn ich im Nebenzimmer bei der Arbeit saß. Sie war glücklich genug, wenn er sich bei ihr befand. Nur wenn sie allein war, gab sie sich düstern Gedanken über die Zukunft hin."

„Hat sie Ihnen jemals etwas über Mr. Holbrook/ seine Stellung oder seinen Beruf gesagt, wie lange sie ihn gekannt hat, wie und wo sie sich einander zuerst getroffen haben?“

„Nein Sir; sie hat mir nur einmal gesagt, daß er nicht reich sei. Ich glaube, daß das so ziemlich Alles ist, was sie mir von ihm gesagt hat, ausgenommen, wenn sie von seinem Einfluß über sie und ihrem Vertrauen zu ihm sprach.“

„Ist es Ihnen bekannt, wo sie nach ihrer Verheirathung ihren Aufenthalt nehmen wollten?“

„Ich kann Ihnen den Namen des Orts nicht nennen. Miß Nowell sagte, daß ein Freund von Mr. Holbrook ihnen in einer sehr schönen Gegend auf dem Lande ein altes Farmhaus zur Verfügung stellen wolle. Es werde sehr einsam sein und ihr Gatte werde sie zuweilen verlassen müssen, um seine Geschäfte in London zu besorgen; aber sie werde das gern ertragen. „Später,“ sagte sie, „wird er mich wohl bei sich in London wohnen lassen; aber ich mag ihn nicht darum bitten.“

„Hat sie nichts über den Ort gesagt, wohin sie sich begeben wollten?“

„Es war irgendwo in Hampshire, das ist Alles, dessen ich mich entsinnen kann.“

„Ich wollte viel darum geben, wenn ich etwas mehr erfahren könnte,“ sagte Gilbert mit einem

Seufzer. „Welchen Eindruck machte dieser Mr. Holbrook auf Sie? Sie interessirten sich für die junge Dame und werden sich deshalb natürlicher Weise auch für ihren Geliebten interessirt haben. Glaubten Sie, daß er ihrer würdig sei?“

„Ich vermag das nicht zu sagen,“ antwortete Miß Long. „Ich konnte sehen, daß er große Gewalt über sie habe, obschon sein Benehmen gegen sie immer zärtlich war; aber ich kann nicht sagen, daß er mich besonders angesprochen hat. Er mag ein sehr gescheidter Mann sein; aber er hat ein kaltes stolzes Wesen, das Einen von ihm fern hält und ich wußte am letzten Tage ebenso wenig von ihm, als am ersten, wo ich ihn kennen gelernt hatte. Ich glaube, daß er Miß Nowell liebte und das ist so ziemlich das Beste, was ich von ihm sagen kann.“

Damit waren seine Fragen an Miß Long erschöpft. Er dankte ihr für ihre Gefälligkeit und empfahl sich ihr und Miß Stoneham. Es war gerade noch Zeit, um mit der letzten Kutsche die Eisenbahnstation zu erreichen. Er beschloß von dort nach Lidford zu gehen, statt direct nach London zurückzukehren. Er wollte womöglich etwas mehr über diesen Holbrook zu erfahren suchen, welchen, wie er glaubte, während seiner geheimen Bewerbung um Marian Nowell gewiß Jemand zu Lidford gekannt haben müsse.

Er brachte zwei Tage mit Nachfragen über diesen Gegenstand zu, aber ohne das geringste Ergebniß. Niemand zu Lidford oder Fairleigh hatte etwas von Mr. Holbrook gehört.

Gilberts letzte Nachforschungen wurden in einer eigenthümlichen Richtung gemacht. Nachdem er alle andern Quellen in dieser Beziehung erschöpft hatte, fiel ihm bei, daß Mr. Holbrook vielleicht einer von Sir David Forsters zahlreichen Bekannten sein könne und er beschloß daher am letzten Tage seines Aufenthalts, die wenigen Stunden, die ihm noch vor seiner Abreise blieben, zu einem Besuche in Heatherly-Park zu verwenden.

Sir David war zu Hause und empfing ihn in seinem Privatzimmer, das zugleich eine Art Bibliothek und eine Sammlung von Jagd- und Fischereigeräthen vorstellte. Der Baronet saß in einem niedrigen Lehnstuhl am Fenster, das eine Bein auf einem weichen Ruhepolster. Obschon er noch nicht vierzig Jahre alt war, litt er doch schon an der Fußgicht.

„Mein theurer Mr. Fenton, wie gütig ist es von Ihnen, zu mir zu kommen!“ rief er aus, Gilbert herzlich die Hand schüttelnd. „Hier liege ich in dem einsamen alten Platz und ganz allein. Sie können sich nicht denken, was für ein Trost es ist, ein freundliches intelligentes Gesicht von der Außenwelt zu sehen.“

„Der Zweck meines Besuchs ist ein so selbstsüchtiger, daß ich über diesen gütigen Empfang ganz beschämt bin, Sir David. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie sich hier befänden, und unwohl seien, so würde ich Sie mit Vergnügen besucht haben; aber ich habe es nicht gewußt. Ich bin in einer Geschäftssache zwei Tage in Lidford gewesen und hierher gekommen mit der schwachen Hoffnung, daß Sie mir, wenn ich so glücklich wäre, Sie zu treffen, in einer Angelegenheit, die für mich von der höchsten Wichtigkeit ist, einigermaßen behilflich sein könnten."

Sir David Forster blickte Gilbert Fenton einen Augenblick neugierig an und dann nahm er eine Meerschaumpfeife, die auf einem kleinen Tische neben ihm lag, und begann sie mit gedankenvoller Miene zu stopfen. Gilbert hatte sich in einen Armstuhl auf der andern Seite des offenen Fensters niedergelassen und beobachtete das Gesicht des Baronets, ein wenig verwirrt über den sonderbaren Ausdruck, der sich einen Augenblick in dem Gesichte des Baronets gezeigt hatte.

„Welches ist die Angelegenheit?" fragte Sir David darauf, „und auf welche Weise kann ich Ihnen von Nutzen sein?"

„Ich glaube, meine Verlobung mit Miß Nowell war Ihnen bekannt, als ich am vorigen September hier war, Sir David," begann er.

„Ja. Saltram hat mir gesagt, daß Sie verlobt seien.“

„Miß Nowell ist mir untreu geworden. Ich liebe sie zu sehr, um ein Gefühl der Rache gegen sie zu hegen; aber an dem Manne möchte ich mich rächen, der sie mir geraubt hat, denn ich weiß, daß sie nur ein sehr mächtiger Einfluß dahin bringen konnte, mir das gegebene Wort zu brechen und dieser Mann mußte wissen, welche ehrlose Handlung er beging, als er sie mir abspenstig machte. Es liegt mir daran, zu erfahren, wer er ist und wie es ihm gelang, einen solchen Einfluß über meine Verlobte zu erringen.“

„Mein lieber Fenton, Sie gehen ein wenig zu rasch! Sie sagen, Miß Nowell sei Ihnen untreu geworden. Sie ist also wahrscheinlich an einen Andern verheirathet?“

„Sie ist an einen Mr. Holbrook verheirathet. Ich bin vorgestern nach Lidford gekommen, in der Hoffnung, etwas über ihn zu entdecken; aber alle meine Bemühungen waren fruchtlos. Da kam mir zuletzt als eine Art verlorene Hoffnung der Gedanke, ob dieser Mr. Holbrook nicht vielleicht einer Ihrer Gäste vom letzten Herbst gewesen sein könnte und ich bin in der Absicht hierher gekommen, Sie darüber zu befragen.“

„Nein,“ antwortete der Baronet, „ich habe keinen Besucher gehabt, der sich Holbrook nannte. Ist der Name Ihnen ganz unbekannt?“

„Vollkommen unbekannt.“

„Und dieser Mr. Holbrook ist jetzt Miß Nowells Gatte? Und Sie wünschen zu wissen, wer er ist? Zu welchem Zwecke?“

„Ich wünsche den Mann zu finden, der mir die tödtlichste Beleidigung angethan hat, die ein Mann einem andern anthun konnte.“

„Mein lieber Fenton, sehen Sie nicht, daß es nicht Mr. Holbrook, sondern das Schicksal ist, das Ihnen diese Beleidigung angethan hat? Wenn Miß Nowell Sie wirklich so geliebt hätte, wie sie sollte, so wäre es ganz unmöglich gewesen, sie Ihnen abspenstig zu machen. Es war ihre Bestimmung, diesen Holbrook zu heirathen, und selbst wenn Sie am Platze gewesen wären, um Ihre eigenen Interessen zu beschützen, so würde das Resultat dasselbe gewesen sein. Glauben Sie mir, ich kann mit Ihren Gefühlen in dieser Sache vollkommen sympathisiren, aber ich vermag nicht einzusehen, was bei einer Begegnung zwischen Ihnen und Ihrem glücklichen Nebenbuhler Gutes herauskommen soll. Die Tage des Duells sind vorüber und, wenn dies auch nicht der Fall sein sollte, so halte ich Sie doch für zu edelmüthig, als daß Sie Miß Nowell ihres Gatten berauben sollten.“

„Das weiß ich denn doch nicht. Es giebt gewisse Beleidigungen, denen gegenüber das ganze Christenthum eines Mannes nicht breit genug ist, um sie zu bedecken. Ich denke, wenn ich mit diesem Manne zusammenträfe, so würde von Schonung auf meiner Seite sehr wenig die Rede sein können. Ich halte einen Menschen, der so gehandelt wie er, keiner Rücksicht für würdig und ganz unwürdig der Frau, die er mir abwendig gemacht hat."

„Mein lieber Fenton, Sie kennen das alte Sprichwort: Ein Mann, der verliebt ist, hält Alles für recht. Ein Fall wie dieser ist keine Ehrensache. Es fällt mir natürlich nicht bei, diesen Holbrook vertheidigen zu wollen, ich möchte Sie blos darauf aufmerksam machen, wie ungereimt es ist, Rachegefühle gegen diesen Mann zu nähren. Wenn die Dame Sie nicht liebte, so können Sie sich nur Glück wünschen, daß sich die Sache so gefügt hat."

„Ja, das würde mir wahrscheinlich Jeder sagen," antwortete Gilbert ungeduldig; „aber soll es keine Sühne für mein gebrochenes Leben geben, das durch die Handlung dieses Mannes verödet ist? Ich sage Ihnen, Sir David, es giebt keine Verzeihung für eine Unbill wie diese. Aber ich weiß, wie thörigt Ihnen dieses Gerede vorkommen muß; es liegt immer etwas Lächerliches in den Leiden eines getäuschten Liebhabers."

„Keineswegs, mein theurer Fenton. Ich wünschte herzlich, daß ich Ihnen in dieser Angelegenheit von Nutzen sein könnte; aber dazu ist sehr wenig Aussicht und glauben Sie mir, es giebt nur einen vernünftigen Weg für Sie und dieser ist, sich alle Mühe zu geben, Miß Rowell oder Mrs. Holbrook zu vergessen.“

Gilbert antwortete darauf nur mit einem melancholischen ungläubigen Lächeln. Sir Davids Rath war derselbe, den ihm John Saltram gegeben hatte — der Rath, den er ohne Zweifel von jedem Weltmann erhalten würde, der Rath, den er wahrscheinlich einem Freund unter denselben Umständen ebenfalls gegeben hätte.

Sir David war sehr herzlich. Er lud seinen Besucher ein, in Heatherly zu speisen und zu übernachten; dies aber lehnte Gilbert ab, da er so bald als möglich nach London zurückzukehren wünschte.

Er langte spät in der Nacht in London an. Den folgenden Tag brachte er, wie gewöhnlich, in seinem Comptoir zu und Abends begab er sich nach Queen Annes-Court, um Mr. Rowell mitzutheilen, was er in Wygrove in Erfahrung gebracht hatte. Der alte Mann legte großes Interesse für das Schicksal seiner Enkelin an den Tag.

„Ich würde viel darum geben, wenn ich sie vor meinem Tode noch sehen könnte,“ sagte er. „Was ich

hinterlasse, gehört ihr. Ich will nicht davon sprechen, ob es wenig oder viel ist; aber ich habe ein hartes Leben geführt und gespart, wo Andere Aufwand gemacht hätten. Ich möchte gerne das Kind meines Sohnes noch sehen und Jemand von meinem eigenen Fleisch und Blut in meinen letzten Tagen um mich haben.“

„Würde es nicht gut sein, eine Aufforderung an Mrs. Holbrook von einem Verwandten in die „Times“ einrücken zu lassen. Sie würde vielleicht eher hierauf antworten, als auf eine Anzeige von mir.“

„Ja,“ antwortete Jacob Nowell, „und ihr Gatte würde es wegen des Vermögens, das ich ihr zu hinterlassen hätte, gestatten, daß sie zu mir käme. Es liegt etwas Hartes in dem Gedanken; aber es ist das Schicksal eines Mannes, welcher lebt, wie ich gelebt habe, daß man sich nur dann um ihn kümmert, wenn er etwas zu geben hat. Ich will eine Anzeige der erwähnten Art einrücken lassen und sehen, was darauf erfolgt.“

Zwölftes Capitel.

Ein freundschaftlicher Rathgeber.

Gilbert Fenton ging mehrmals nach dem Temple, ohne daß er John Saltram zu treffen vermochte. Ein Papierstreif, an die äußere Thür der Wohnung dieses Gentlemans geklebt, benachrichtigte das Publikum, daß er sich nicht in der Stadt befinde. Gilbert nahm sich indeß die Mühe, die Wohnung der Frau aufzusuchen, welche die Bedienung von Mr. Saltram besorgte, um womöglich einige weitere Nachrichten über seinen Freund zu erhalten. Nach unzähligen Schwierigkeiten gelang es ihm endlich, diese würdige Frau in einem engen Hof in der Nähe des Flusses aufzufinden. Aber sie vermochte Mr. Fenton sehr wenig zu sagen. Sie wußte nicht, wohin Mr. Saltram gegangen sei und wann er zurückkehren würde. Er sei einer der unstätesten Herren, die sie noch in ihrem Dienstverhältniß gekannt habe, und er sei namentlich in der letzten Zeit häufig verreist gewesen. Gilbert fragte, ob Mr. Saltram Aufträge in Bezug auf seine Briefe hinterlassen habe, aber die

Frau verneinte es. Mr. Saltram lasse sich niemals seine Briefe nachsenden. Er kümmere sich überhaupt wenig um Briefe, sondern lasse sie oft im Briefkasten liegen, bis sie ganz vom Staub bedeckt seien.

Gilbert ließ ein kurzes Billet für John Saltram bei der Frau zurück und ersuchte ihn darin, bei seiner nächsten Anwesenheit in London zu ihm zu kommen. Darauf stattete er keine Besuche mehr im Temple ab, sondern wartete geduldig, bis John Saltram zu ihm käme, indem er überzeugt war, daß die Erfüllung seines Wunsches nicht verabsäumt werden würde. Wenn um diese Zeit etwas im Stande war, seinen Trübsinn zu erhöhen, so war es die Abwesenheit dieses einen Freundes, den er mit Ausnahme von Marian Nowell mehr als irgend ein Wesen in der Welt liebte. Er blieb während der August- und Septembersaison in der Stadt und arbeitete härter, als er jemals seit den ersten Tagen seines kaufmännischen Lebens gearbeitet hatte, da er an nichts ein Vergnügen oder Interesse hatte und sich so viel als möglich von seinen alten Bekanntschaften fern hielt.

Auf Jacob Nowells mehrmals wiederholte öffentliche Aufforderung erfolgte keine Antwort und der alte Mann begann daran zu verzweifeln, daß er jemals seine Enkelin sehen werde. Gilbert pflegte ihn auf seinen dringenden Wunsch des Abends zuweilen zu

besuchen. Marians wegen nahm er ein Interesse an dem einsamen Greis und opferte ihm gerne zuweilen einen Abend. Er glaubte wahrzunehmen, daß diese seine Besuche eine gewisse Eifersucht in der Brust des blassen glatthärigen Commis hervorrufe, da ihn dieser stets mit Blicken halbunterdrückter Feindschaft betrachtete und durch alle möglichen Kunstgriffe den Inhalt der Unterredung zwischen seinem Brodherrn und dem Besucher zu entdecken suchte, indem er allerlei Vorwände nahm, um in das Zimmer zu treten und gegen die demüthigendste Behandlung von Seite seines Gebieters eine wahrhaft bewunderungswürdige Unempfindlichkeit an den Tag legte.

„Erwartet dieser junge Mann, daß Sie ihm Geld hinterlassen und sieht er mich vielleicht als einen Nebenbuhler an?“ fragte Gilbert eines Abends, gereizt durch das auffallende Benehmen des Ladendieners.

„Sehr wahrscheinlich,“ erwiderte Mr. Nowell mit einem boshaften Lächeln. „Man wird gut von einem Menschen bedient, der seinen Lohn in der Zukunft erwartet. Luke Tulliver dient mir gut und ich bin natürlich für seine Einbildung nicht verantwortlich.“

„Wissen Sie, Mr. Nowell, daß er ein Mann ist, dem ich kein Vertrauen zu schenken vermöchte. Es liegt etwas in seinem Gesicht, das nichts Gutes bedeutet.“

„Mein lieber Herr, ich habe in meinem Leben Niemand getraut,“ antwortete der Silberschmied. „Ich

glaube keinen Augenblick daran, daß Luke Tulliver ehrlich sein würde, wenn ich ihm eine Gelegenheit gäbe, mich zu betrügen. Und was sein spitzbübisches Gesicht betrifft, so ist das nicht seine schlimmste Eigenschaft. Ich habe es gern mit einem offenbaren Schelm zu thun. Das wirklich gefährliche Subject ist Ihr gutmüthiger Thor, der so lange ehrlich ist, bis er Einen in eine falsche Sicherheit eingewiegt hat und dann auf Anstiften irgend eines durchtriebenen Versuchers auf einmal zum Dieb wird."

„Dieser junge Mann lebt wahrscheinlich bei Ihnen im Hause?"

„Ja, mein Haushalt besteht aus Luke Tulliver und einer alten Frau, welche das Kochen und die übrige Arbeit besorgt. Unter dem Dach des Hauses befinden sich ein paar Kammern, wo die beiden schlafen. Mein eigenes Schlafzimmer ist ober diesem und das Zimmer ober den Laden ist voll Bildern, und andern unverkäuflichen Gegenständen, die ich selten Jemand zu zeigen Gelegenheit habe. Mein Geschäft ist nicht mehr das, was es einst war, Mr. Fenton. Ich habe im Laufe desselben mit Bildern manchen guten Handel gemacht, in neuerer Zeit aber ist alles flau gegangen."

Gilbert war zu glauben geneigt, daß Jacob Nowell ein weit reicherer Mann sei, als er eingestehen wollte und daß das Vermögen, das Marian einst erben würde,

ein beträchtliches sei. Der alte Mann hatte alle Eigenschaften eines Geizhalses, und das Haus, in welchem er lebte, sah ganz aus wie ein Ort, in welchem seit Jahren Tag für Tag Geld erworben und aufgehäuft wurde.

John Saltram stellte sich erst gegen Ende October in der Wohnung seines alten Freundes ein. Er war soeben vom Lande zurückgekehrt und sah sehr gut aus — heiterer und jünger, als ihn Gilbert seit langer Zeit gesehen hatte.

„Mein lieber Jack, ich habe fast gedacht, ich würde Dich nie mehr zu Gesicht bekommen. Was hast Du die ganze Zeit über getrieben und wo bist Du gewesen?"

„Ich habe wie gewöhnlich hart gearbeitet drunten in der Gegend von Orford an einem kleinen Platz in der Nähe des Flusses. Und wie ist es Dir gegangen, Gilbert? Ich habe die Anzeige gesehen, in der Du für den Beweis von Miß Nowells Heirath eine Belohnung ausgesetzt hast. Hat sie ein Resultat gehabt?"

„Ja, ich weiß jetzt alles in Betreff der Heirath, aber ich weiß nicht, wer und was der Mann ist," antwortete Gilbert und gab dann seinem Freunde einen ausführlichen Bericht von dem, was er in Wygrove erfahren sowie von seinem Besuche bei Sir David Forster.

„Mein lieber thörigter Gilbert, wie viel unnöthige

Mühe hast Du Dir gegeben!" sagte John Saltram. „War es nicht genug, zu wissen, daß dieses Mädchen Dir untreu geworden ist? An Deinem Platze würde dies für mich das Ende der Geschichte gewesen sein. Und jetzt weißt Du mehr als das, Du weißt, daß sie die Frau eines andern Mannes ist. Wenn Du sie auch findest, so kann nichts dabei herauskommen."

„Es ist der Mann, den ich zu finden wünsche, John, der Mann, dessen Entdeckung ich zu einer Lebensaufgabe machen werde."

„Zu welchem Zweck?"

„Um einigermaßen Genugthuung für mein gebrochenes Leben und Ersatz für meine ruinirten Hoffnungen zu erhalten. Wenn wir beide uns treffen, so wird die Sache nicht so leicht abgehen, darauf darfst Du Dich verlassen."

„Du willst also keine Entschuldigung für seine Liebe gelten lassen — für diese verhängnißvolle, unwiderstehliche Leidenschaft, welche Treue und Ehre überwiegt, wenn sie in die entgegengesetzten Wagschalen gelegt werden? Ich hätte Dich nicht für so hartherzig gehalten, Gilbert; ich hätte geglaubt, Du würdest mehr Nachsicht mit dem Manne haben, der Dich beleidigt hat."

„Ich könnte jede Unbill eher verzeihen als diese. Ich werde diese niemals vergeben."

John Saltram zuckte abwehrend die Achseln.

„Das ist ein Mißgriff, mein lieber Junge,“ sagte er. „Das Leben ist für diese heftigen Leidenschaften nicht lang genug. Es giebt nichts in der Welt, was des Preises werth wäre, den uns dieser bittre Haß und dieser stürmische Zorn kostete. Du hast einen guten Theil tiefen Gefühls an eine Dame verschwendet, deren Unglück es war, Deine Neigung nicht erwidern zu können, wie sie es vielleicht gewünscht hätte und wie Du es im vollen Maße verdient hättest. Warum willst Du Dich jetzt noch Regungen des Schmerzes hingeben, die eben so zwecklos als thörigt sind?“

„Du magst eben so gut fragen, warum ich existire,“ antwortete Gilbert ruhig. „Der Schmerz um alles Das, was ich verloren habe, ist ein Theil meines Lebens.“

Hierauf leitete John Saltram das Gespräch auf angenehmere Gegenstände. Die beiden Männer speisten mit einander und nachher saßen sie, mit einer Flasche Claret zwischen sich, ihre Cigarren rauchend und bis spät in die Nacht plaudernd, am Kamin.

Es ließ sich nicht annehmen, daß der Name von Adela Branston in diesen vertraulichen Gesprächen ganz unerwähnt blieb.

„Ich habe nichts von ihr gesehen und sehr wenig

von ihr gehört, seit ich auswärts war," sagte John Saltram in Beantwortung einer Frage von Seiten Gilberts; „aber ich war diesen Abend in Cavendish-Square und glücklich genug, sie zu Hause zu treffen. Sie hat mich für den Sonntag zum Diner eingeladen und ich habe halb und halb zugesagt. Willst Du von der Partie sein? Ich weiß, daß sie sich freuen wird, Dich zu sehen."

„Ich kann nicht einsehen, daß ich dabei nothwendig bin."

„Aber ich sage Dir, Du bist nothwendig. Ich wünsche, daß Du mit mir gehst. Mrs. Branston ist Dir ungemein gewogen."

„Ich fühle mich durch die günstige Meinung, die Mrs. Branston für mich hegt, sehr geschmeichelt; ich glaube aber keinen andern Anspruch darauf zu haben, als den, daß ich Dein Freund bin. Ich werde mich glücklich schätzen, Dich am Sonntag zu begleiten, wenn Du es wünschest."

„Ich wünsche es wirklich. Ich werde der Mrs. Branston eine Zeile schreiben, um sie zu benachrichtigen, daß Du kommst. Sie hat mich gebeten, Dich mitzubringen, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbietet. Die Stunde für das Diner ist sieben. Ich werde Dich einige Minuten früher hier abholen. Ich kann Dir indeß keinen besonders lebhaften Abend versprechen.

Es wird außer Adela nur eine Dame zugegen sein, die sie als Gesellschafterin angenommen hat."

„Ich mache mir nichts aus lebhaften Abenden. Ich bin seit meiner Rückkehr von Melbourne nicht mehr in Gesellschaft gewesen. Ich bin mit allen diesen Dingen fertig."

„Mein lieber Gilbert, eine solche Entsagung geht nicht an," sagte John Saltram mit Nachdruck. „Ein Mann in Deinem Alter kann der Gesellschaft nicht den Rücken wenden. Das Leben liegt vor Dir und es ist ganz Dir anheim gegeben, Dir eine glückliche Zukunft zu schaffen. Laß die Todten ihre Todten begraben."

„Ja, John, und was bleibt für die Lebenden übrig, wenn dieses Begräbniß vorüber ist? Ich will mich durch Klagen über meinen Kummer nicht lästig machen; er läßt sich aber durch Philosophie nicht mildern und ich kann nichts Besseres thun, als ihn so gut als möglich zu ertragen. Ich bin schon längst der Gesellschaft, im conventionellen Sinne des Wortes genommen, und der gewöhnlichen Vergnügungen derselben, überdrüssig. Diese Dinge sind weniger als nichts, wenn ein Mann nichts Schöneres und Reineres hat — kein inneres Leben, durch welches die gemeinen Dinge der Welt erst ihren Werth erhalten. Ich trete nur ein wenig früher, als es sonst geschehen

wäre, vom Schauplatz ab. Ich habe die Absicht, im nächsten Jahre meine Angelegenheiten zu ordnen, mein Geschäft zu verkaufen und ins Ausland zu gehen. Ich werde im Stande sein, mich, trotz meines neulichen Verlusts, mit einem sehr anständigen Einkommen zurückzuziehen."

„Hege keinen solchen Gedanken, Gilbert, ums Himmels willen hege keinen solchen wahnsinnigen Gedanken. Was sollte ein Mann in Deinem Alter ohne eine bestimmte Beschäftigung anfangen? Er würde nichts als ein zweck- und planloser Pflastertreter sein. Bleibe bei Deinem Geschäft, lieber alter Bursche. Glaube mir, es ist nichts so gut, als Arbeit, um einen Mann einen thörigten Kummer dieser Art vergessen zu lassen. Und Du wirst ihn vergessen, Gilbert, Du darfst dessen versichert sein. Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es so sein wird, so würde ich —"

Hier hielt er plötzlich inne, mit düsterer Miene zerstreut ins Feuer blickend.

„Was wolltest Du thun, John?"

„Diesen Mann Holbrook fast eben so grimmig hassen, als Du ihn hassest, weil er zwischen Dich und Dein Glück getreten ist. Wenn indeß Marian Nowell Dich nicht so geliebt hat, wie eine Frau ihren Gatten von ganzem Herzen und ganzer Seele lieben soll, so war es tausendmal besser, daß der Knoten zur rechten

Zeit, wenn auch auf rauhe Weise, durchschnitten wurde. Denke nur, was es für ein Elend gewesen wäre, wenn Du erst nach Deiner Verheirathung entdeckt hättest, daß ihr Herz Dir niemals gehört hätte."

„Ich kann dies nicht für möglich halten. Ich habe keinen Schatten von Zweifel, daß ich ihr Herz gewonnen hätte, wenn sie dieser Mann mir nicht geraubt hätte. Meine Abwesenheit gab ihm die Gelegenheit dazu. Wäre ich in der Nähe gewesen, um meine eigenen Interessen zu wahren, so würde dieser Einfluß schwerlich die Oberhand gegen mich erhalten haben."

„Es ist ganz natürlich, daß Du so denkst," sagte John Saltram ernst. „Du kannst Dich aber doch täuschen. Die Liebe eines Weibes ist ein so launenhaftes Ding und wird so häufig Denjenigen gewährt, die sie am wenigsten verdienen."

Darauf trat ein kurzes Schweigen ein und dann erzählte Gilbert seinem Freund von seiner Bekanntschaft mit Jacob Nowell und von den vergeblichen Versuchen des alten Mannes, seine Enkelin aufzufinden, was Alles John Saltram mit großer Aufmerksamkeit anhörte.

„Du glaubst also, daß es sich um ziemlich viel Geld handelt?" sagte er, als Gilbert seine Erzählung beendigt hatte.

„Ich denke es; aber ich habe keinen thatsächlichen Grund für meinen Glauben. Das Haus, wo der alte Mann lebt, ist armselig genug und er hat sich sorgfältig jeder Andeutung darüber enthalten, was er seiner Enkelin hinterlassen wird. Was es auch sei, Marian sollte es erhalten, aber es ist wenig Aussicht dazu, wenn sie sich nicht auf Mr. Nowells öffentliche Aufforderungen einstellt."

„Es wäre allerdings schade, wenn sie diese Erbschaft verlieren sollte," sagte Mr. Saltram.

Hierauf änderte sich die Unterhaltung und sie sprachen von verschiedenen Gegenständen, bis es Zeit war, sich zu trennen.

John Saltram kehrte in sehr düsterer Stimmung nach dem Temple zurück, indem er über den Kummer seines Freunds nachsann.

„Armer alter Gilbert," sagte er zu sich, „diese Sache hat ihn tiefer ergriffen, als ich es für möglich hielt. Ich wünschte, daß es anders gekommen wäre. Ich möchte wissen, ob die Erfüllung eines Herzenswunsches jemals vollkommene Zufriedenheit hervorbringt. Ich glaube nicht. Es fehlt immer etwas. Und wenn ein Mann auf unrechte Weise zu seinen Wünschen gelangt, so ist der Wein des Lebens mit Gift versetzt, das ihm alle seine Süßigkeit nimmt."

Dreizehntes Capitel.

Mrs. Pallinson hat Absichten.

Am Sonntag, Abends um sieben Uhr, als die benachbarten Kirchenuhren eben ausschlugen, befand sich Mr. Fenton auf der Schwelle von Mrs. Branstons Haus in Cavendish-Square. Es war eine ziemlich düstere Wohnung, deren innere Ausstattung überall von der orientalischen Laufbahn ihres früheren Eigenthümers Zeugniß gab. Alte indianische Schränke, schwere geschnitzte Stühle von Ebenholz, seltsames altes Porzellan und lackirte Waaren jeder Art, Elfenbeintempel und Götter in Silber und Thon füllten die Zimmer und Vorplätze an. Die Vorhänge und Stuhlüberzüge bestanden aus indischer Stickerei, die Teppiche aus indischen Fabrikaten. Alles hatte einen bunten halb barbarischen Anstrich.

Mrs. Branston empfing ihre Gäste in einem Seitenzimmer, das kleiner und behaglicher war, als das große Empfangzimmer der vordern Front. Sie sah an diesem Abend sehr hübsch aus in ihrem dicht

anliegenden schwarzen Kleide, das reiche castanienbraune Haar mit der luftigsten kleinen Wittwenhaube und die Schultern mit einem kostbaren indischen Shawl in malerischem Faltenwurf bedeckt. Sie war offenbar sehr erfreut, John Saltram zu sehen und empfing seinen Freund mit großer Herzlichkeit. Außer ihr befand sich noch eine große, grämlich aussehende Frau im Zimmer, ebenfalls in Trauer und mit einem künstlichen Haarputz von schwarzen Schmelzperlen und Federn. Um den Hals trug sie ebenfalls mehrere Reihen solcher Perlen, von denen Kreuze und andere Gegenstände von demselben Material herabhingen. Schwarze Ohrringe und Bracelette vollendeten ihren Schmuck, der ohne Zweifel das Entzücken eines nordamerikanischen Wilden gebildet hätte.

Diese Dame war Mrs. Pallinson, eine Wittwe von beschränkten Mitteln und eine entfernte Verwandte von Adela Branston. Nach dem Tode ihres Gatten ganz allein stehend und sich vollkommen hilflos fühlend, hatte Adela diese erfahrene Matrone zu Hilfe gerufen, worauf Mrs. Pallinson ein kleines Handelsgeschäft im nördlichen London aufgegeben und ihre Wohnung in Cavendish-Square aufgeschlagen hatte, wo sie der Schrecken der Dienerschaft war.

Gilbert glaubte wahrzunehmen, daß Mrs. Pallinson nichts weniger als günstig gegen John Saltram

gesinnt sei. Sie hatte scharfe schwarze Augen, welche sehr den Glasperlen glichen, mit denen ihre Person geschmückt war und mit dieser hielt sie strenge Wache über Mrs. Branston und John Saltram, wenn die Beiden mit einander sprachen. Gilbert sah, welche Anstrengung es ihr zu solchen Zeiten kostete, die Unterhaltung über alltägliche Gegenstände, die er mit ihr angeknüpft hatte, aufrecht zu erhalten und wie aufmerksam sie horchte, um etwas von dem Gespräche derselben zu erhaschen.

Das Diner war bewunderungswürdig, die Weine ausgezeichnet. Mr. Branston, der ein Lebemann gewesen, hatte seine Keller in der Aussicht auf ein längeres Leben, als ihm bescheert war, mit den besten Gewächsen aller Länder ausgestattet. Die Bedienung war vollständig und aufmerksam und Mrs. Branston selbst eine höchst liebenswürdige Wirthin. Selbst Gilbert schien in dieser angenehmen Gesellschaft seinen Kummer etwas zu vergessen und das Leben ein wenig zu genießen.

Nach Tisch begleiteten die beiden Herren die Damen nach dem kleinen Zimmer zurück. Im vordern Zimmer, das mit dem Seitengemach durch eine Thüre in Verbindung stand, befand sich ein großes Piano und an dieses begab sich auf Mr. Saltrams Bitte Adela Branston und begann von Händels Oratorien-

musik zu spielen, während er neben ihr stand und mit ihr plauderte. Mrs. Pallinson und Gilbert blieben auf diese Weise allein in dem Seitenzimmer zurück und die Dame that ihr Bestes, um aus Mr. Fenton möglichst viele Aufschlüsse über seinen Freund herauszulocken.

„Adela sagt mir, daß Sie und Mr. Saltram alte Freunde seien, Mr. Fenton," begann sie, sich mit einem glänzend schwarzen Fächer fächelnd und furchtbar anzuschauen in dem düstern Glanze ihrer Perlen und Geschmeide.

„Ja; wir waren mit einander in Oxford und sind seitdem immer intime Freunde gewesen."

„Wirklich? Wie herrlich! Die jungen Männer des heutigen Tags scheinen mir im Allgemeinen einer aufrichtigen Freundschaft so unfähig. Und Sie und Mr. Saltram sind die ganze Zeit über Freunde gewesen? Er ist, wie ich höre, ein Schriftsteller. Ich habe nicht das Vergnügen gehabt, etwas von seinen Werken zu lesen, aber Adela sagt mir, daß er außerordentlich gescheidt sei."

„Er ist sehr gescheidt."

„Und auch solid, wie ich hoffe. Literaten sind gewöhnlich sehr wild und ausschweifend. Adela hat eine hohe Meinung von ihm. Ich hoffe, er ist solid."

„Ich weiß kaum, was eine Dame unter Solidität versteht," antwortete Gilbert lächelnd, „aber das kann ich sagen, wenn mein Freund heirathet, so wird er solid genug sein. Ich kann nicht einsehen, daß Geschmack an Literatur und ausschweifende Gewohnheiten eine natürliche Verwandtschaft mit einander haben sollten. Ich möchte vielmehr glauben, daß ein Mann mit solchen Hilfsquellen aller Wahrscheinlichkeit nach ein ruhiges Leben führen wird, als ein Mann ohne solche Hilfsquellen."

„Ist das wirklich Ihre Meinung? Ich hatte geglaubt, daß Künstler und Dichter und Leute dieser Art insgesammt eine gefährliche Klasse seien. Und Sie glauben, daß Mr. Saltram solid sein wird, wenn er verheirathet sein wird? Aus der Art, wie Sie dies sagen, schließe ich, daß er verlobt ist."

„Ich habe nicht daran gedacht, daß meine Worte diesen Sinn haben könnten. Nein, ich glaube nicht, daß John Saltram verlobt ist."

Mrs. Pallinson blickte durch die Thüre nach dem Piano, wo in dem schwachen Licht des Zimmers die beiden Gestalten sehr nahe zusammen erschienen. Adela's Spiel hatte mit vielfachen Unterbrechungen durch ihre Unterhaltung mit John Saltram seinen Fortgang genommen und offenbar nur den Zweck, diesem einen Zuhörer zu gefallen.

Während sie noch immer in dieser nachlässigen Weise spielte, meldete ein Diener Mr. Pallison an und ein Herr trat herein, in welchem Gilbert ohne Mühe den Sohn der Dame erkannte, mit der er sich unterhielt. Dieser neue Ankömmling war ein schlanker blasser junger Mann mit durchdringenden schwarzen Augen, gleich denen seiner Mutter, mit scharfen, wohlgebildeten Zügen und mit ungemeiner Pünktlichkeit und Umständlichkeit in seinem Anzug und Benehmen. Seine Hände, welche klein und dünn waren, zeichneten sich durch ihre besondere Weiße aus und fleckenlose Manchetten umgaben dieselben, die er mit seinen schlanken Fingern während des Gesprächs glatt zu streichen pflegte. Mrs. Pallinson erhob sich und umarmte diesen Gentleman mit sichtlicher Zärtlichkeit.

„Mein Sohn Theobald — Mr. Fenton," sagte sie. „Mein Sohn ist praktischer Arzt zu Maida Hill und er macht sich ein Vergnügen daraus, zuweilen einen Abend mit seiner Cousine und mir zuzubringen."

„Das heißt, wenn mir der Drang der Berufsgeschäfte gestattet, dieses Glück zu genießen," setzte Mr. Pallinson schnell hinzu. „Adela hat, wie ich sehe, Ihnen eine kleine Production gegeben. Ich hörte, als ich die Treppe hinauf kam, einen von Händels Chören."

Er ging in das vordere Zimmer, gab Adela die

Hand und pflanzte sich mit entschlossener Miene neben dem Piano auf. Adela schien nicht besonders entzückt von ihm und John Saltram, der ihn schon früher in Cavendish-Square getroffen hatte, behandelte ihn mit der höchsten Gleichgiltigkeit."

„Ich bin, wie Sie vielleicht selbst wahrgenommen haben, Mr. Fenton, in meinem einzigen Sohn eine beglückte Mutter," sagte Mrs. Pallinson, als der junge Mann sich in das anstoßende Zimmer begeben hatte. „Ich hatte das Unglück, sehr frühzeitig einen ausgezeichneten Gatten zu verlieren und ich habe mich seit diesem Verlust ganz meinem Sohne Theobald gewidmet. Meine Sorgfalt ist durch seine vortrefflichen Eigenschaften reichlich belohnt worden. Er ist ein höchst achtbarer und talentvoller junger Mann und nimmt bereits eine ausgezeichnete Stellung im ärztlichen Stand ein."

„Sie haben Ursache, auf ihn stolz zu sein," antwortete Gilbert gutmüthig.

„Ich bin stolz auf ihn, Mr. Fenton. Er ist die einzige Freude und der Hauptzweck meines Lebens. Seine Laufbahn bis zu dieser Stunde war alles Das, was die zärtlichste Mutter nur immer wünschen kann. Wenn ich ihn nur glücklich und vortheilhaft verheirathet sehen könnte, so würde ich nichts mehr zu wünschen übrig haben."

„So!" dachte Gilbert. „Jetzt beginne ich den Grund von Mrs. Pallinsons Besorgniß vor John Saltram einzusehen. Sie möchte Mrs. Branstons hübsches Vermögen für diesen ihren Sohn sichern. Nicht viel Aussicht dazu, glaube ich, so bezaubernd der Doctor sein mag. Der unschöne John Saltram wird diesen Preis gewinnen."

Sie gingen darauf in den Salon und hörten Mr. Pallinson mit seiner Cousine den Halleluja-Chor, als Duett arrangirt, vortragen. Es war ein junger Mann, der allerlei kleine Talente besaß. Er konnte ein wenig singen, ein wenig Piano und Guitarre spielen, ein wenig zeichnen und er machte sich zuweilen sogar poetischer Ergüsse schuldig.

Mr. Pallinson hegte eine sehr angenehme Meinung von seinen eigenen Verdiensten. Das Leben schien ihm nur dazu da zu sein, damit Theobald Pallinson darin blühen und gedeihen könnte. Glücklich in der Meinung von sich selbst, hegte der gelehrte Wundarzt — denn ein solcher war er und kein Doctor der Medicin — keinen Zweifel über seinen endlichen Erfolg bei seiner Cousine. Er betrachtete John Saltram als einen Eindringling, der sich nur deshalb in die Gunst der Mrs. Branston eingeschlichen habe, weil er selbst zufällig nicht auf dem Schauplatz zugegen gewesen war. Die Pallinsons waren nämlich zu

Lebzeiten des ostindischen Kaufherrn, der sich den Verwandten seiner Frau nicht besonders gewogen zeigte, mit Adela nicht auf dem Besuchsfuß gestanden und dadurch hatte Mr. Saltram Vortheile genossen, die ihm, wie sich Theobald Pallinson sagte, nicht zu Theil geworden wären, wenn er, Theobald, bei der Hand gewesen wäre, um die Aufmerksamkeit seiner Cousine auf jene höheren Eigenschaften des Geistes und der Person zu lenken, wodurch er nothwendiger Weise den Andern ausstechen mußte. Alles, was Mr. Pallinson bedurfte, war Gelegenheit und da er diese jetzt erhalten hatte, so machte er sich über den glücklichen Ausgang seiner Bewerbung nicht die geringste Sorge und betrachtete bereits das Haus in Cavendish-Square sammt allen seinen Schätzen mit den Augen des glücklichen Eigenthümers.

Es schien, als ob John Saltram durch seine lange Abwesenheit von der Scene die Absichten dieses Gentlemans begünstigt habe. Mrs. Branston war auch nicht wenig verletzt durch die anscheinende Vernachlässigung Desjenigen, den sie mehr liebte, als etwas in der Welt; aber sie war nur zu sehr geneigt, eher alles Andere zu glauben, als daß sie John Saltram gleichgiltig sei und sie hatte sich mit dem Gedanken getröstet, daß er nur aus Rücksicht für ihren Ruf und die erste Zeit ihrer Trauer sich von ihr fern halten wolle.

Diesen Abend trug ihr Gesicht in seiner Gesellschaft einen Ausdruck des Glücks, der ihr wundervoll anstand, und Gilbert Fenton glaubte, daß ein Mann hart und kalt sein müsse, dessen Herz nicht durch ein so heiteres und liebenswürdiges Wesen gewonnen werden könne.

Sie sprach mehr als einmal in halb scherzhaftem Tone über Mr. Saltrams Abwesenheit von London; aber das tiefere Gefühl, das sich unter diesem leichten Tone verbarg, konnte Gilbert nicht entgehen.

„Wahrscheinlich werden Sie sogleich wieder aus der Stadt davongehen,“ sagte sie, „ohne irgend Jemand den geringsten Wink von Ihrer Absicht zu geben. Ich kann nicht begreifen, welchen Reiz Sie auf dem Lande finden. Ich habe Sie so oft sagen hören, daß Ihnen die Jagd und die gewöhnlichen ländlichen Vergnügungen gleichgiltig seien. Das Geheimniß liegt vielleicht darin, daß Sie fürchten, Ihr Ruf als ein fashionabler Mann möchte darunter leiden, wenn Sie in einer so barbarischen Saison wie diese in London blieben.“

„Ich habe niemals den Ruf eines fashionabeln Mannes genossen,“ antwortete Mr. Saltram mit seinem ruhigen Lächeln — einem Lächeln, das seinem Gesichte einen höchst einnehmenden Ausdruck gab, „und ich glaube, ich habe London im Herbste lieber, als zu irgend einer andern Zeit. Man hat da Raum, sich

zu bewegen. Ich war in den letzten Wochen auf dem Lande, weil ich wirklich die ländlichen Umgebungen liebe und weil ich in der vollkommenen Stille des ländlichen Lebens besser zu schreiben vermag."

„Es ist sehr hart für Ihre Freunde, daß Sie alle Ihre Zeit der Literatur widmen."

„Und villeicht noch härter für das lesende Publikum. Aber, meine liebe Mrs. Branston, bedenken Sie, daß ich schreiben muß, um zu leben."

Adela stieß einen kleinen ungeduldigen Seufzer aus. Sie dachte, wie gern sie diesen Mann zum Herrn ihres großen Vermögens gemacht hätte.

Mr. Pallinson that sein Bestes, um die Aufmerksamkeit seiner Cousine während des übrigen Theils des Abends auf sich zu lenken; aber was er auch beginnen mochte, es wollte ihm nicht gelingen, Mrs. Branstons Gedanken und Blicke von John Saltram abzuziehen. Er war es, auf den sie ihre Augen richtete, während der feingebildete Theobald ihr einen lebhaften Bericht über ein Concert zu Ayre Arms erstattete und es war der Zauber seiner Gegenwart, der sie auf die Fragen ihres Cousins nur zerstreute Antworten geben ließ. Mr. Pallinson mußte trotz seiner so schwer zu erschütternden Eigenliebe bekennen, daß diesen Abend seine Bemühungen vergebens seien und daß dieser Fremde mit dem dunkeln Gesicht in der

Gunst der Dame die Palme davontrage. Mehr als einmal blickte er mit kritischem Auge auf Mr. Saltram, verwundert darüber, was für ein Verdienst eine verständige Frau an einem solchen Manne zu finden vermöge, und nach längerem Nachdenken gelangte er endlich zu dem Schlusse, daß die Wittwe von Michael Branston zu den Einfältigen ihres Geschlechts gehöre.

Mrs. Pallinson hielt während des ganzen Abends scharfe Wache über Adela, sich jeden Augenblick mit einer gewissen dictatorischen und unfehlbaren Miene ins Gespräch mischend und gewöhnlich irgend ein Lob ihres vortrefflichen Sohnes einflechtend.

Mr. Pallinson selbst wich bis zum letzten Augenblicke nicht vom Stuhle seiner Cousine, während Mr. Saltram an einem etwas entfernten Tische saß und nachlässig in einem Bande mit Kupferstichen blätterte, nur in langen Zwischenräumen aufblickend und an der Unterhaltung theilnehmend. Er sah zerstreut und gelangweilt aus, was Gilbert Fenton, der in dem engen Kreise als untergeordnete Person hinlänglich Gelegenheit zur Beobachtung hatte, nicht wenig auffiel.

Die drei Herren verabschiedeten sich zu gleicher Zeit. Mr. Pallinson fuhr in einem netten kleinen Brougham nach Hause, nachdem er sich höflicher Weise erboten hatte, die Gäste seiner Cousine an ihre Bestimmung zu bringen. Es war eine schöne sternhelle

Nacht, und Gilbert begleitete John Saltram durch die stillen Straßen nach dem Temple. Sie zündeten ihre Cigarren an und gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her. Als sie dann sprachen, war natürlich Adela Branston der Gegenstand ihrer Unterhaltung.

„Sie kam mir diesen Abend wirklich bezaubernd vor," sagte Gilbert, „trotz der Bemühung dieses Menschen, ihre Aufmerksamkeit für sich in Beschlag zu nehmen. Es ist sehr leicht zu sehen, wo das hinaus will und wenn Dir ein solcher Nebenbuhler schaden könnte, so würdest Du einen sehr entschiedenen an Mr. Pallinson haben."

„Ja, der Wundarzt hat offenbar seine Hoffnung auf das Geld des alten Michael Branston gesetzt; aber ich glaube nicht, daß er es erhalten wird."

„Du wirst es hoffentlich verhüten."

„Das weiß ich nicht. Du bewunderst also wirklich die kleine Frau, Gilbert?"

„Ja, so sehr, als ich jemals irgend ein Weib bewundert habe, mit Ausnahme von Marian Nowell."

„Ah, Deine Marian ist ein Stern, einzig und allein in ihrem Glanze, wie jener Planet da oben! Aber Adela Branston ist eine gute kleine Seele, die eine reizende Frau abgeben wird. Gilbert, ich wünsche sehr, daß Du Dich in sie verliebtest."

Gilbert blickte seinen Gefährten verwundert an.

„Was, John? Du mußt ja verrückt sein, so etwas zu sagen.“

„Nein, es ist keineswegs eine verrückte Idee. Ich möchte Dich curirt sehen, Gilbert. Ich liebe Dich, lieber Junge, so sehr, als es für einen selbstsüchtigen werthlosen Burschen wie ich nur immer möglich ist, einen Menschen zu lieben. Ich würde viel darum geben, Dich glücklich zu sehen und ich bin überzeugt, daß Du es als Adela Branstons Gatte sein würdest. Ich gebe Dir zu, daß ich gegenwärtig der Begünstigte bin; aber sie ist ganz die Frau, die durch einen ihrer würdigen Mann gewonnen werden kann. Ihre Neigung zu mir ist eine bloße müßige Laune, die bald aus Mangel an Nahrung wieder ersterben wird. Du bist mir in jeder Beziehung überlegen — jünger, hübscher und besser. Warum solltest Du es nicht versuchen, Gil?“

„Weil ich einer Frau kein Herz zu geben habe, John. Und selbst wenn es frei wäre, würde ich mein Herz keiner Frau geben, deren Liebe ich erst von einem andern Kanal ableiten müßte, bevor sie auf mich übergehen könnte. Ich kann mir nicht denken, was Dir eine so verkehrte Idee in den Kopf gesetzt hat, oder warum Du Deine Aussichten mit Mrs. Branston aufgeben willst.“

„Du darfst Dich über nichts wundern, was ich thue oder sage, Gilbert. Es liegt in meiner Natur, sonderbare Dinge zu thun, es ist mein Schicksal, stets den unrechten Weg im Leben einzuschlagen."

„Wann werde ich Dich wiedersehen?" fragte Gilbert, als sie sich am Thore des Temples trennten.

„Ich kann es Dir nicht sagen. Ich muß morgen nach Oxford zurückkehren."

„So bald schon?"

„Ja, meine Arbeit geht dort besser von statten. Ich will Dir Nachricht davon geben, wenn ich nach London zurückgekehrt bin."

So trennten sie sich. Gilbert war durch das Benehmen seines Freundes nicht wenig in Verwirrung gesetzt, er wollte aber seine Fragen nicht weiter verfolgen. Er hatte an seine eignen Angelegenheiten zu denken, an die Angelegenheit, die alle seine Gedanken in Anspruch nahm — an seine Nachforschungen nach dem Manne, der ihm seine Verlobte geraubt hatte.

Vierzehntes Capitel.

Vater und Sohn.

Während Gilbert Fenton mit sich darüber zu Rathe ging, welche Schritte er demnächst zur Aufsuchung seines unbekannten Feindes thun sollte, langte ein Gentleman in einem kleinen Hotel in der Nähe von Charing-Croß an, ein Gentleman, der offenbar ein Fremder in England war und dessen Koffer und andere Reiserequisiten den Namen amerikanischer Fabriken trugen. Er war ein behäbiges Individuum von mittlerem Alter und noch immer sehr hübsch. Er kleidete sich gut, führte einen ausgesuchten Tisch und sein ganzes Auftreten ließ auf Wohlstand und Behaglichkeit schließen. Er gab dem Besitzer des Gasthauses zu verstehen, daß er kein Amerikaner sei, sondern nach einer Abwesenheit von fünfzehn Jahren nach seinem Geburtsland zurückkehre, nachdem er sich auf der andern Seite des atlantischen Meeres ein hübsches Vermögen erworben. Er war eine sehr einnehmende und gesprächige Person, die das Leben überall, wo

sein eigener Comfort nicht betheiligt war, auf der leichten Seite zu nehmen schien. Norton Percival war der Name, der auf dem Gepäck dieses Gentlemans und auf der Karte stand, die er dem Kellner zur Empfangnahme seiner Briefe übergab. Nachdem dieser Mr. Percival am Abend seiner Ankunft in London ein kostspieliges Diner zu sich genommen hatte, verließ er in der herbstlichen Dunkelheit das Hotel und nahm seinen Weg durch die schlecht erleuchteten Straßen zwischen Charing-Croß und Wardour-Street. Dieser Weg schien ihm hinlänglich bekannt und er blieb nur zuweilen stehen, um irgend eine Veränderung in den Gebäuden, bei denen er vorüberkam, näher zu betrachten.

„Der Ort sieht noch gerade so dumpf und schmutzig aus, wie er ausgesehen hatte, als ich noch ein Junge war," sagte er zu sich. „Ich werde wahrscheinlich den alten Hof ganz unverändert finden. Aber werde ich auch den alten Mann noch am Leben treffen? Ich zweifle daran. Es ist viel wahrscheinlicher, daß er todt und daß sein Geld an Fremde gekommen ist. Ich möchte doch wissen, ob er viel Geld gehabt hat, oder ob er wirklich so arm war, als er sich den Anschein gab. Das ist jedenfalls schwer zu sagen. Ich habe ihn allerdings zu einer und der andern Zeit stark bluten lassen, bevor er sich

sauertöpfig gegen mich zeigte und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß ich so ziemlich Alles erhalten habe, was er zu geben hatte."

An der Ecke von Queen Anne's-Court blieb er stehen und blickte neugierig in die enge Gasse.

„Der Hof ist jedenfalls noch da," murmelte er für sich, „und ich werde bald die andere Frage lösen."

Sein Herz schlug schneller, als es zu schlagen gewohnt war, während er seiner Bestimmung näher kam. War es ein Anflug von wirklichem Gefühl, oder nur selbstsüchtige Besorgniß, die seinen Schlag beschleunigte? Das Leben des Mannes war so ganz rücksichtslos gegen Andere gewesen, daß sich kaum annehmen läßt, es seien Empfindungen der Sehnsucht oder der Reue gewesen, die seine Brust bewegten. Er hatte für sich und nur für sich gelebt und seine eigenen Interessen standen bei dem Schritte, den er zu thun im Begriff war, auf dem Spiele.

Wenige Augenblicke brachten ihn vor Jacob Nowells Fenster. Ja, es war noch gerade so, wie er sich dessen vor zwanzig Jahren erinnerte — dasselbe schmutzige alte Silber, derselbe kleine Haufen Gold, dieselben angelaufenen Schmucksachen glänzten in dem matten Lichte einer einsamen Gasflamme hinter dem trüben Glas. Auf der Messingplatte an der Thüre stand noch immer Jacob Nowells Name. Dies Alles

mochte indeß von keiner Bedeutung sein. Das Grab mochte sich über dem alten Silberschmid geschlossen und das Interesse des Handels die Beibehaltung des alten Namens räthlich gemacht haben.

Der Gentleman, der sich Percival Norton nannte, trat in den Laden. Wie gut erinnerte er sich des scharfen Tons der Glocke und wie verhaßt war sie ihm sammt der ganzen Umgebung des schmutzigen Lebens seines Vaters in den Tagen gewesen, wo er seine unbesonnene Laufbahn als feiner Gentleman verfolgte und nur des Geldes wegen von Zeit zu Zeit hierher kam. Er erinnerte sich, was für ein Alp ihm der Laden gewesen, was für ein Bild der Erniedrigung in den Tagen seines Universitätslebens, wo er beständig von der Besorgniß erfüllt war, daß die sociale Stellung seines Vaters entdeckt werden möchte. Die Atmosphäre des Platzes brachte alle die alten Gefühle zurück und er war wieder jung, ein zagender Bittsteller um Geld, das wahrscheinlich verweigert würde.

Der scharfe Klang der Glocke brachte Mr. Luke Tulliver aus einer Ecke im Hintergrund des Ladens, wo er bei einem Talglicht Eintragungen in das Hauptbuch machte, zum Vorschein. Der Fremde sah wie ein Kunde aus und Mr. Tulliver empfing ihn höflich, indem er das Gas über dem Ladentisch, das bisher nur schwach gebrannt hatte, aufdrehte.

„Wünschen Sie etwas in antikem Silber zu sehen, Sir?“ fragte er. „Wir haben hübsche Stücke aus der Zeit der Königin Anna.“

„Nein; ich wünsche nichts zu sehen. Ich wünsche zu wissen, ob Jacob Nowell noch lebt.“

„Ja, Sir. Mr. Nowell ist mein Principal. Wünschen Sie ihn zu sehen?“

„Ja; sagen Sie ihm, ich sei ein alter Freund, der so eben von Amerika zurückgekehrt sei.“

Luke Tulliver ging in das Gemach hinter der halben Glasthüre, während ihm Norton Percival auf dem Fuße folgte. Er hörte die Stimme des alten Mannes sprechen:

„Ich habe keine Freunde in Amerika; aber Sie können der Person sagen, daß sie hereinkommen kann; ich will mit ihr sprechen.“

Die Stimme zitterte ein wenig und der Silberschmied erhob sich vom Stuhle und blickte neugierig nach der Thüre, durch welche Percival Norton, ohne auf eine formelle Einladung zu warten, eintrat. Die beiden Männer standen einander in dem schwachen Lichte einer Talgkerze, schweigend gegenüber, während Jacob Nowell scharf in das bärtige Gesicht seines Besuchers blickte.

„Sie können gehen, Tulliver,“ sagte er zu dem Commis. „Ich wünsche mit diesem Gentleman allein zu sein.“

Luke Tulliver entfernte sich in seiner gewöhnlichen widerwilligen Weise, indem er die Thüre so langsam als möglich schloß und den Fremden bis zum letzten Augenblicke anstarrte.

Als er fort war, nahm der alte Mann das Licht vom Kamin und hielt es vor das bärtige Gesicht des Reisenden.

„Ja, ja, ja," sagte er langsam; „endlich! Du bist es, Percival, mein einziger Sohn? Ich glaubte, Du wärst schon lange todt. Ich hatte ein Recht, Dich für todt zu halten."

„Wenn ich gedacht hätte, daß Sie sich um meine Existenz etwas kümmerten, so würde ich mich schwerlich aller Verbindung mit Ihnen so lange enthalten haben. Aber aus Ihren Briefen mußte ich schließen, daß Ihnen mein Schicksal vollkommen gleichgiltig sei."

„Ich hatte Dir und Deiner Frau eine Heimath angeboten."

„Ja; aber unter Bedingungen, deren Erfüllung mir unmöglich war. Ich besaß in jenen Tagen einigen Stolz. Meine Erziehung hatte mich nicht dazu geeignet, hinter dem Ladentisch zu stehen und mit Kunden von zweifelhafter Ehrlichkeit Handelschaft zu treiben. Auch konnte ich meine Frau nicht in ein Haus wie dieses bringen."

„Aber die Zeit kam, wo Du dieses arme Geschöpf ganz ohne Haus und Heimath ließest,“ sagte der alte Mann mit Strenge.

„Noth kennt kein Gebot, mein theurer Vater. Sie können sich denken, daß mein Leben ohne ein Geschäft und ohne verlässige Hilfsquellen sehr precär war. So oft es den Anschein hatte, daß ich am schlimmsten gehandelt, war ich nur der Sclave von Umständen.“

„So! und hattest Du kein Mitleid für das Schicksal Deines Weibes, kein Interesse an dem Leben Deines Kindes?“

„Meine Frau war ein armes hilfloses Geschöpf, das mein Leben elend machte,“ antwortete Percival Nowell kaltblütig. „Ich gab ihr jeden Sixpence, den ich besaß, als ich sie nach England zurückschickte; aber das Glück war mir von da an lange Zeit ungünstig und ich konnte ihr weder Geld schicken noch zu ihr gehen. Als ich die Nachricht von ihrem Tode erhielt, hörte ich auf indirectem Wege, daß mein Kind durch einen alten Narren von Halbsold-Officier adoptirt worden sei und ich war natürlich froh, daß ich auf diese Weise einer schweren Bürde entledigt wurde. Zu derselben Zeit bot sich mir eine Gelegenheit, eine ziemlich einträgliche Agentur für ein belgisches Eisenwerk in Amerika zu übernehmen und es blieb mir keine Wahl,

als entweder sogleich abzuschließen, oder die Gelegenheit ganz aus den Händen zu lassen. So segelte ich vierzehn Tage nach dem Tode der armen Lucy nach New-York ab und habe in den letzten fünfzehn Jahren in Amerika gelebt. Es ist mir gelungen dort ein ziemlich blühendes Handelsgeschäft auf eigene Rechnung zu gründen, ein Geschäft, das blos Capital bedarf, um eines der ersten in New-York zu werden."

„Capital!" wiederholte Jacob Nowell, „ich dachte es mir, daß Du etwas brauchtest. Es wäre ein thörigter Gedanke, anzunehmen, daß Zuneigung etwas mit Deiner Rückkehr zu mir zu thun habe."

„Mein lieber Vater, es ist ganz gut möglich, daß Zuneigung und Interesse zuweilen Hand in Hand mit einander gehen. Wäre ich arm, so würde ich es gar nicht gewagt haben, vor Ihnen zu erscheinen; aber als ein ziemlich glücklicher Kaufmann und in der Lage, Ihnen eine Verbindung vorzuschlagen, die für uns beide gleiche Vortheile bietet, dachte ich, ohne Anstand zu Ihnen kommen zu können."

„Ich habe kein Geld, um es in Deinem Handel anzulegen," antwortete der alte Mann mit Nachdruck. „Ich bin ein sehr armer Mann, und durch die Ausschweifungen Deiner Jugend für mein ganzes Leben zu Grunde gerichtet. Wenn Du mit der Hoffnung, Geld zu erhalten, zu mir gekommen bist, so hast Du Zeit und Mühe weggeworfen."

„Lassen wir also diesen Gegenstand fallen," sagte Percival Nowell leichthin. „Ich bilde mir indeß ein, daß Sie trotz unserer früheren Mißverständnisse, doch noch einige Rücksicht für mich bewahrt haben und daß mein Kommen Ihnen nicht ganz gleichgiltig ist."

„Nein," erwiderte der Andere mit einem Anflug von Traurigkeit, „es ist mir nicht gleichgiltig. Ich habe seit langen Jahren auf Deine Rückkehr gewartet. Du würdest mich vielleicht in weicherer Stimmung gegen Dich gefunden haben, wenn Du früher gekommen wärst; aber es giebt gewisse Gefühle, die sich mit dem Alter immer mehr abnutzen, wie die Farben in der Sonne nach und nach erbleichen. Ich bin jedoch erfreut, Dich noch einmal zu sehen, bevor ich sterbe Du bist mein einziger Sohn und Du mußt mir einigermaßen näher stehen, als die übrige Welt, trotz alle Dem, was ich von Deinen Händen gelitten habe."

„Ich konnte nicht früher nach England zurückkehren," erwiderte der junge Mann darauf. „Ich hatte drüben einen harten Kampf zu kämpfen."

Es war bis jetzt auf beiden Seiten sehr wenig Anschein von Gemüthsbewegung zum Vorschein gekommen. Percival Nowell nahm die Sache so kalt, wie er gewohnt war, Alles zu nehmen, während sein Vater die tieferen Gefühle, die diese unerwartete Rückkehr in seinem Herzen erregt haben mochte, sorgfältig zu verbergen suchte.

„Du stellst nicht einmal eine Frage über das Schicksal Deines einzigen Kindes?“ sagte der alte Mann nach einer Pause.

„Mein lieber Vater, das ist natürlich ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses für mich; ich konnte aber nicht wohl annehmen, daß Sie im Stande seien, mir darüber Auskunft zu ertheilen.“

„Es ist mir zufällig Einiges über Deine Tochter bekannt, wenn auch nicht viel.“

Jacob Nowell erzählte nun seinem Sohne Alles, was er von Mr. Fenton über Marians Heirath gehört hatte. Von seinen eigenen Zeitungsanzeigen und vergeblichen Bemühungen, sie aufzufinden, sagte er nichts.

„Und dieser Fenton, dem sie untreu geworden ist, scheint vermögend zu sein?“ sagte Percival gedankenvoll.

„Er ist der Chef eines großen Handelshauses und allem Anschein nach in sehr günstigen Umständen.“

„Thörigtes Mädchen! Und dieser Holbrook ist ohne Zweifel ein Abenteurer, sonst würde er sie schwerlich auf so geheime Weise geheirathet haben. Wünschen Sie, daß sie gefunden werden soll?“

„Ja; ich möchte sie vor meinem Tode noch sehen. Sie ist mein eigenes Fleisch und Blut wie Du und sie hat mir kein Leid zugefügt wie Du. Ich wünsche sehr, sie zu sehen.“

„Und wenn sie Ihnen gefällt, so wollen Sie ihr wahrscheinlich all Ihr Geld vermachen?“

„Wer sagt Dir, daß ich Geld zu vermachen habe?“ sagte der alte Mann scharf. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich arm bin, auf hoffnungslose Weise durch Deine Verschwendung zu Grunde gerichtet?“

„Bah, mein lieber Vater, das ist Alles Unsinn. Meine Verschwendung datirt von mehr als zwanzig Jahren her. Wenn ich auch Alles, was Sie in jenen Tagen besaßen, durchgebracht hätte, woran ich keinen Augenblick glaube, so hätten Sie seitdem Zeit genug gehabt, ein neues Vermögen zu erwerben. Sie würden nicht die ganze Zeit über in Queen-Annes-Court gelebt haben, außer um Geld zu machen. Der Platz selbst stinkt ja nach Geld. Ich kenne Ihre Kniffe: Silber zu kaufen von Leuten, die in zu großer Eile sind, es zu verkaufen, um wegen des Preises besonders umständlich zu sein, Geld zu 60 Procent auszuleihen und dergleichen Geschäfte mehr. Um Nichtswillen führt kein Mann ein Leben, wie das Ihrige. Sie wälzen sich in Geld und Sie wollen mich dadurch bestrafen, daß Sie Alles meiner Tochter hinterlassen.“

Der Silberschmied wurde während dieser Rede seines Sohnes blaß vor Zorn.

„Du bist ein vollendeter Schurke,“ sagte er, „und es steht Dir frei, zu denken, was Du willst. Ich sage

Dir ein- für allemal, ich bin so arm wie Hiob; aber wenn ich auch eine Million hätte, so würde ich Dir keinen Pfennig davon hinterlassen."

„So sei es," antwortete der Andere heiter. „Ich habe bisher die Pflichten eines Vaters nicht sehr pünktlich erfüllt, aber ich werde jetzt, während ich in England bin, die Mühe nicht scheuen, dieses Mädchen aufzusuchen, damit es seine Aussichten mit Ihnen nicht verliert."

„Du brauchst Dich in dieser Beziehung nicht zu bemühen. Mr. Fenton hat mir versprochen, es für mich zu finden."

„So! Ich möchte diesen Mr. Fenton sehen."

„Du kannst ihn sehen, wenn Du willst; aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Du einen besonders warmen Empfang bei ihm finden wirst. Mr. Fenton weiß, was Du Deiner Tochter und mir gewesen bist."

„Ich habe nicht die Absicht, mich in seine Arme zu werfen. Ich will nur Alles von ihm hören, was er mir über Marian zu sagen vermag."

„Wie lange gedenkst Du in England zu bleiben?"

„Das kommt ganz auf den Erfolg meines Besuchs an. Ich hatte gehofft, daß ich, wenn ich Sie am Leben träfe, was mein lebhaftester Wunsch war, an Ihnen einen Freund und Helfer finden würde. Ich bin beauftragt, eine große Eisencompagnie ins Leben

zu rufen, die, wie sich mit Sicherheit voraussehen läßt, für alle dabei Betheiligten bedeutende Gewinne bringen wird und ich hatte geglaubt, ich würde keine Schwierigkeit haben, Ihre Mitwirkung zu sichern. Hier sind die Prospecte des Plans (dabei warf er einen Pack gedruckter Papiere vor seinen Vater auf den Tisch) und es ist keine Zeile darin, die ich nicht als Geschäftsmann garantiren kann. Sie können sie mit Muße durchsehen oder auch nicht. Ich denke, Sie müssen wissen, daß ich stets einen unabhängigen Geist hatte und daß ich der letzte Mensch sein würde, mich durch ein serviles Benehmen herabzuwürdigen, um Ihr Verfahren gegen mich zu ändern."

„Unabhängiger Geist! Ja!" rief der alte Mann in spöttischem Tone, „ein Sohn preßt jeden Sixpence von seinem Vater und seiner Mutter heraus — ja, Percy von seiner schwachen liebenden Mutter; ich weiß, wer mich beraubt hat, um Dir Geld zu senden — und dann wenn er nichts mehr herauspressen kann, rühmt er sich seiner Unabhängigkeit. Aber genug; wir brauchen uns nicht zu zanken. Nach zwanzigjähriger Trennung können wir die Vergangenheit ruhen lassen. Ich habe Dir gesagt, daß ich mich freue, Dich zu sehen. Wenn Du mit uneigennützigen Gefühlen zu mir kommst, so genügt das vollkommen. Du kannst Deine Prospecte zurücknehmen. Ich habe

nichts in Yankee-Speculationen anzulegen. Wenn Dein Plan gut ist, so wirst Du genug unternehmende Capitalisten finden, die sich Dir anschließen; ist er aber schlecht, so wird es Dir wahrscheinlich gelingen, solche zu finden, die einfältig genug sind, sich prellen zu lassen. Du kannst wiederkommen und mich sehen, wenn Du willst. Und nun gute Nacht. Ich finde derartige Gespräche in meinem Alter sehr angreifend."

„Noch ein Wort, bevor ich Sie verlasse," sagte Percival. „Bei näherer Erwägung denke ich, daß es das Beste sein würde, diesem Mr. Fenton nichts von meiner Anwesenheit in England zu sagen. Ich werde ungenirter sein, Marian ohne seine Hilfe aufzusuchen. Sie haben mir doch Alles das gesagt, was er mir sagen könnte?"

„Ja."

„Gut. Unsere Begegnung kann deshalb kaum einen Nutzen haben und es würde mir lieb sein, wenn Sie meinen Namen nicht gegen ihn erwähnen wollten."

„Wie Du willst, obschon ich keinen Grund der Geheimhaltung in dieser Sache sehen kann."

„Es handelt sich nicht um ein Geheimniß, sondern nur um kluge Zurückhaltung."

„Es sei, wie Du wünschest," antwortete der alte Mann nachlässig. „Gute Nacht."

Er gab seinem Sohne die Hand und dieser entfernte sich, ohne in seines Vaters Hause Brod

gebrochen zu haben, ein wenig betroffen über die Kälte des Empfangs, aber nicht ganz ohne Hoffnung, daß ihm in Zukunft irgend ein Vortheil aus dieser Verbindung erwachsen werde.

„Das Mädchen muß gefunden werden," sagte er zu sich. „Ich bin überzeugt, daß in dieser schmutzigen Höhle ein großes Vermögen zusammengescharrt worden ist. Besser, daß es an sie, als an einen Fremden kommt. Es ist nur ärgerlich, daß sie verheirathet ist; aber wenn dieser Holbrook der Abenteurer ist, für den ich ihn halte, so wird diese Ehe wahrscheinlich von keiner langen Dauer sein. Ja, ich muß sie finden. Ein aus fremden Landen zurückgekehrter Vater ist eine romantische Idee, die nicht verfehlen kann, das Herz eines Mädchens zu rühren."

(Ende des ersten Bandes.)